

Roundtable

Das Digitale des Alltäglichen und das Alltägliche des Digitalen

Transkript des Roundtables der Kommission Digitale Anthropologie im Rahmen des 44. DGEKW-Kongresses in Dortmund, 5. Oktober 2023¹

Die Kommission Digitale Anthropologie hatte im Vorfeld des Kongresses ihre Mitglieder zu einem Beitrag aufgerufen und zusätzlich gezielt in der Kommission Mitglieder angesprochen, die argumentationsstarke Beiträge zum Thema liefern könnten. Dem Aufruf kamen Katrin Amelang, Christoph Bareither, Urmila Goel, Gertraud Koch, Sarah Thanner und Libuše Vepřek nach. An der Diskussion beteiligten sich aus dem Plenum mit spontanen Beiträgen Ina Dietzsch, Lina Franken, Christine Hämmerling, Matthias Harbeck, Maren Heibges, Timo Heimerdinger, Sabine Imeri, Martina Klausner, Martina Röthl, Estrid Sørensen und Eberhard Wolff. Die Einführung und Moderation wurden von Anne Dippel übernommen. Der vorliegende Beitrag für die Zeitschrift für Empirische Kulturwissenschaft beruht auf einem leicht geglätteten Transkript, in dem alle Teilnehmenden um Durchsicht und nur geringfügige Überarbeitungen gebeten wurden, damit die Lebendigkeit der Diskussion auch im Text erhalten bleibt.

Anne Dippel: Herzlich willkommen zum Roundtable der Kommission Digitale Anthropologie. Alle Sprecher*innen des Roundtables sind Teil der Kommission und einige, die ich vor meiner Nase sitzen sehe, sind auch Teil der Kommission. Die, die es noch nicht sind, sind herzlich eingeladen, heute Nachmittag zu unserem Treffen dazuzukommen und Teil der Kommission zu werden und sich zu beteiligen. Libuše Vepřek ist leider krank, grüßt herzlich, ich werde einen Teil ihres Parts übernehmen.² Gemeinsam mit Sarah Thanner und Dennis Eckhardt, der auch nicht dabei sein kann, haben wir diesen Roundtable gestaltet. Wir wollen das ein bisschen offener, als eine Diskussionsrunde aufbauen. Nach einer Einführung folgen einzelne Inputs, die sich hoffentlich miteinander verschränken werden. Und ich bitte Sie alle zu intervenieren und Handzeichen zu geben, wenn Sie wichtige Fragen oder Beiträge haben und vielleicht auch aus ihren Feldern heraus etwas ergänzen wollen.

1 Diskussionen werden üblicherweise nicht im Kongressband abgedruckt. Die Veröffentlichung des Beitrags geschieht mit freundlicher Genehmigung der Kongressveranstaltenden.

2 Im Rahmen der Transkriptvorbereitung wurde der geplante Input ergänzt.

Die ehemalige Kommission *Digitalisierung im Alltag* nennt sich seit 2022 *Kommission für Digitale Anthropologie*. Die Mitglieder haben sich für diesen Namen entschieden, weil der Prozess der Digitalisierung und seine transformatorische Kraft binnen weniger Jahre so umfassend im Alltag wirkmächtig geworden ist, dass „der Alltag“ und „das Digitale“ schwer voneinander zu trennen sind. Das zeigt sich auch in den vielen Panels, die wir hier auf dieser Tagung erleben. Was bedeutet „Digitale Anthropologie“ und welche Perspektiven auf Alltag eröffnet diese neue Querschnittsdimension? Wie erlaubt „Digitale Anthropologie“ Dynamiken und Strukturen, Kontinuitäten und Brüche, Bausteine und Architekturen von Menschen und Mehr-als-Menschlichen im Alltag zu untersuchen? In diesem Roundtable wollen wir das Digitale des Alltäglichen und das Alltägliche des Digitalen diskutieren. Dabei geht es unter anderem auch um die Frage, welche neuen Akteure auftreten und inwiefern und ob Menschen und Mehr-als-Menschliche im Alltag überhaupt noch zu trennen sind und wie sie zu untersuchen sind.

Jede Zeit gibt ihre Perspektive auf Welten preis. Moderne Theorien erlaubten die technogene Transformation im Zeitalter der Industrialisierung und neue Mensch-Technik-Beziehungen zu reflektieren – das Maschinenzeitalter. Postmoderne Ansätze halfen, das Spiel der Zeichen, die diskursive Macht von Medien und das rhizomatische Gefüge von Maschinen in den Blick zu nehmen. Ich erinnere nur an Gilles Deleuze' und Félix Guattaris großartigen Anfang des *Anti-Ödipus*, in dem Menschen und Maschinen, Es und Über-Ich zusammenfließen im Phantasma der Schrift und des Schreibens (Deleuze/Guattari 1974). Akteur-Netzwerk-Theorien vermittelten praxeologische Erkenntnisse, und der Begriff des Aktanten gestattete eine Enthierarchisierung und erste Dezentrierung des Menschen. In den Theorien des Digitalen wird die Relationalität noch verstärkt, eine Analyse von Mehr-als-Menschlichen erlaubt zum Beispiel ontologische Schärfungen und Neuaushandlungen des Ökonomischen. Sind Mensch und Mehr-als-Menschliche im digitalen Alltag noch voneinander zu trennen? Müssten ethische Fragen dann nicht neu diskutiert werden? Wie verstärken sich Ungleichheiten? Genügt die Fokussierung auf Sorge und Fürsorge? Welche epistemischen Werkzeuge sind nützlich? Welche neuen heuristischen Möglichkeiten bieten sich darüber hinaus, um Alltagswelten zu analysieren? Und wie verändern diese Perspektiven die Verständnisse von Letzterem?

Um diese Themen und Aspekte zu besprechen und den Reigen der Fragen zu eröffnen, haben sich heute sechs Expert:innen zusammengefunden:

Gertraud Koch, Professorin am Institut für Empirische Kulturwissenschaft (EKW) in Hamburg, wird den Anfang machen und sich mit analytischen Begrifflichkeiten auseinandersetzen. Sie verfasste bereits in den 1990er-Jahren eine Dissertation zur Kulturalität der Technikgenese am Beispiel von „Künstlicher Intelligenz“ (KI) und legte damit eine der aller-allerersten Studien überhaupt im deutschsprachigen Raum zu KI vor. Wir sind gespannt!

Christoph Bareither, Professor am Ludwig-Uhland-Institut in Tübingen seit Oktober 2021, der über Alltagsmaschinen nachdenken wird. Wir freuen uns zu hören, welche Forschungen und Impulse sich aus einem der traditionsreichsten Orte unseres Fachs heraus entwickeln.

Libuše Vepřek, die gerade in München zum Thema Human-Computation-Systems und Citizen Science promoviert wurde [heute abwesend]. Sie hat Empirische Kulturwissenschaft und Informatik in München studiert. Ich werde ihren Beitrag heute für sie vorstellen. Seit kurzer Zeit ist sie als Postdoc-Wissenschaftlerin am Ludwig-Uhland-Institut tätig und wird das Tübinger Team im Hinblick auf Digitalisierung verstärken.

Sarah Thanner studierte Empirische Kulturwissenschaft und Linguistik in Regensburg und hat zuletzt im BMBF-Verbundprojekt VIGITIA am Lehrstuhl für Medieninformatik der Universität Regensburg geforscht und befasst sich in ihrer laufenden Promotion mit „smarten“ Alltagsdingen, womit ihre Arbeit ein Kernthema unseres Fachs, die Sachkulturforschung und Dingobjekte mit Blick auf das Digitale berührt. Und ich freue mich sehr, dass Sarah Thanner gerade den Wechsel von Regensburg nach Jena vollzogen hat und bei der Open-Access-Transformation unseres Publikationswesens in Zukunft unterstützen wird.

Urmila Goel, die derzeit als Privatdozentin am Institut für Europäische Ethnologie an der Humboldt-Universität zu Berlin tätig ist, an verschiedenen Universitäten im In- und Ausland geforscht und gelehrt hat und sich im Rahmen ihres vielfältigen Forschungsrepertoires mit Rassismuskritik einerseits befasste und andererseits auch eine der ersten Internetethnografien vorlegte und zum Internetportal *Indernet* habilitierte und derzeit unter anderem zur Anwerbung von Krankenschwestern aus Indien in den 1960er-Jahren forscht.

Katrin Amelang, die, seitdem ich sie kenne, Daten und Algorithmen nachspürt und erforscht und sich auf dem Gebiet der Medizinanthropologie, Wissenschafts- und Technikforschung in den Stationen Frankfurt, Bremen, Göttingen und auch Berlin inständig mit Themen des Digitalen befasste, das Fach mit großen Impulsen bereichert hat und zuletzt Estrid Sørensens Professur in Bochum vertreten konnte.

Wir haben also eine interessante und wirklich auch sehr unterschiedliche Mischung von Perspektiven, bei der nicht zuletzt auch ganz unterschiedliche, fachliche Prägungen zusammenkommen. Und ich freue mich, gemeinsam mit Ihnen diese Diskussion hier eröffnen zu können. Meine erste Frage an Gertraud Koch ist: Inwiefern sprechen wir heute von einem KI-Hype?

Gertraud Koch: Vielen Dank Anne, das ist genau die Frage, die ich aufgreifen möchte: Wie lässt sich dem KI-Hype begegnen? Und was lässt sich im Rahmen kulturanalytischer Perspektiven vielleicht auch an Kontrapunkten zu diesem Hype setzen? Wir sprechen alle selbstverständlich von Künstlicher Intelligenz, Human Artificial Intelligence oder

Hybrid Intelligence – wenn ich zurückdenke an meine Dissertation, dann habe ich in Erinnerung, dass bei den KI-lern selber umstritten war, ob man von Intelligenz sprechen muss und soll. Und ich habe auch in Erinnerung, dass viele gesagt haben, dass sie Komplexe Informatik machen. Und ich habe den Paradigmenstreit innerhalb der Informatik beobachtet, wie diejenigen, die sehr stark aus einer Ingenieurstradition gekommen sind und Technologie als planbar, durchschaubar, reparierbar und steuerbar gestaltet haben, also aus so einer Steuerungsecke gekommen sind, sehr stark mit denen aneinander gerasselt sind, um es mal salopp zu sagen, die Bottom-Up-KI gemacht haben. Das ist die KI, die wir heute kennen, das sogenannte Machine Learning, wo man eben nicht mehr weiß, was in den Systemen passiert, wo man nur über den Output sagen kann, das passt, das passt nicht. Wo wir diese ganzen Aspekte wie human-in-the-loop haben. Das sind nämlich total dequalifizierte, monotone Arbeiten, wo jemand sagt, „Ja, die KI hat recht, sie hat nicht recht“. Das ist das, was Sie alle machen, wenn Sie die Captchas machen und wo dann auch ein Diskurs da war, der dann in Richtung Turing-Test ging und gesagt wurde, „Ja, wenn man bei der Maschine doch die besseren Ergebnisse bekommt, dann können wir doch auch bedenkenlos abgeben“. Aber wer kann das dann noch wie lange auch einschätzen? Waren dann andere Argumente und wir sind von diesen ganzen Debatten komplett weg.

Also ich sehe, dass diese Wirkmächtigkeit des Diskurses voll und ganz durchgeschlagen hat. Das ist eine sehr wirkmächtige Geschichte, natürlich auch für Förderpolitiken, was da alles an Versprechungen unterwegs ist. Und wenn ich auch wieder wissenschaftsgeschichtlich gucke, das Meiste ist ja sprachbasiert. Diese Forschung wird seit den 60er-Jahren massiv gefördert durch die Verteidigungsministerien in den USA, das ist die Tradition der Sprachtechnologie. Und wenn ich mir angucke, was in dieser Zeit erreicht wurde, wie viel Geld reingeflossen ist usw., dann denke ich, es ist fürchterlich wenig, was heute gekonnt wird. Und wir in Hamburg haben ja selber auch ein KI-Projekt, sage ich mal, in dem wir versuchen, qualitative Methoden mit automatisierten Verfahren zu unterstützen und zu verbessern. Also ich nehme mich da nicht raus, dass ich sage, ich mache nicht mit bei diesem Hype. Tun wir alle. Aber ich würde mir eben auch viele Perspektiven und viel mehr Perspektiven wünschen, jetzt, da wir auch mittun dürfen, mitgestalten dürfen. Wir sind nämlich auch notwendig, es geht auch nicht ohne die Geisteswissenschaften. Dass wir da doch auch wieder uns besinnen auf das, was wir auch können, nämlich dekonstruieren, gegen den Strich bürsten, die Zumutungen, die Paradoxien, die Unzulänglichkeiten aufzuzeigen, die komischen Alltage, die dadurch zustande kommen, und vieles andere, was wir gestern auch in diesem wunderbaren Daten-Panel³ gehört haben.

3 Das hier und an anderer Stelle im Text erwähnte Daten-Panel trug den Titel „Daten-Alltage – Konstellationen und Dynamiken alltäglicher Datenpraktiken“ und wurde am Tag zuvor von Katrin Amelang & Martina Klausner auf dem DGEKW-Kongress veranstaltet.

Anne Dippel: Das passt sehr gut, weil die Frage der Unzulänglichkeiten und des Alltäglichen ein schöner Übergang wäre im Hinblick auf Christophs Fragestellung, inwiefern diese Systeme das Alltägliche überhaupt herstellen und etwas herstellen können, was eigentlich unzulänglich ist.

Christoph Bareither: Ja, meine daran anschließende Frage wäre: Wo können wir kritisch-reflexiv ansetzen mit kulturwissenschaftlichen Kompetenzen? Ich halte den Begriff der KI genau wie Gertraud zwar für problematisch, verwende ihn aber trotzdem aus verschiedenen Gründen. Künstliche Intelligenz ist jetzt in der Welt und prägt viele Lebensbereiche und bringt tatsächlich auch viel in Bewegung. Und die Frage ist, wie wir da kulturwissenschaftlich und ethnografisch ansetzen können. Das ist eine Frage, die mich und natürlich viele Kolleg*innen stark beschäftigt. Und ich frage mich insbesondere im Rahmen dieses Kongresses, ob – und wenn ja, inwiefern – diese Kompetenz der EKW/Kulturanthropologie für Alltag und das Alltägliche, ob uns das irgendwie dabei helfen kann. Und ich wollte eigentlich nur drei Punkte machen oder drei Überlegungen anstellen, wie das Alltägliche und KI zusammenhängen. Und der erste würde eigentlich direkt an das Daten-Panel von gestern anschließen, an die Idee der Datenjourneys und die Frage der Datafizierung. Denn ich glaube auch, dass es hilft, darüber nachzudenken, was KI-Systeme verschiedenster Art mit alltäglichen Abläufen, mit dem, was wir für selbstverständlich halten, machen. Und sie verrechnen es, sie datafizieren es und sie operationalisieren es. Zwei Beispiele vielleicht kurz dazu: Zum einen, da haben wir auch gerade ein Projekt dazu, zu Social Media, bspw. *Tiktok* und *Instagram*, die inzwischen auch von KI-Systemen gelenkt sind. Es ist natürlich immer die Frage, wie viel KI in solchen Systemen tatsächlich drin ist, aber es sind zumindest lernende Systeme, die versuchen, alltägliche ästhetische Erfahrungen und die damit verbundenen Bewegungen des Swipens, des Ansehens, des Likens usw. zu datafizieren, also erstmal binär zu verrechnen und dadurch operationalisierbar zu machen. Daraus erstellen sie im Prinzip Netzwerke aus ästhetischen Beziehungen, die ihnen wieder helfen, andere User*innen möglichst lange auf diesen Plattformen zu halten und dadurch Werbeeinnahmen zu erzeugen.

Also es geht um alltägliche Routinen, die datafiziert und verrechnet werden, und dadurch monetarisierbar gemacht werden. Und ganz ähnlich bei dem anderen Beispiel, was uns in Tübingen und ich glaube auch im ganzen Fach sehr viel beschäftigt: Generative KI, also vor allem *ChatGPT* und vergleichbare Programme. Auch von diesen Tools werden Massen an Daten verarbeitet, die erst mal alltäglich sind. GPT stellt sozusagen wahrscheinliche Beziehungen zwischen Wortbruchstücken aus alltäglichen Texten her und definiert sozusagen: was ist eine wahrscheinliche und damit alltägliche Art und Weise, zu sprechen. Und aufbauend auf dieser Berechnung von Wahrscheinlichkeit beziehungsweise Alltäglichkeit werden Outputs erzeugt. So, das ist der erste Punkt. Aber dann ist eben die Sache, dass viele dieser Systeme – na-

türlich nicht alle, aber viele – gleichzeitig dann auch wieder das Alltägliche mit herstellen und prägen. Also sie brechen sozusagen das Alltägliche runter auf reduzierte, simplifizierte Bausteine, die dann aber wieder Ergebnisse produzieren, Outputs produzieren, die sich in das Alltägliche einschreiben und dadurch auch vielleicht verändern, was für uns alltäglich und selbstverständlich ist. Beispielsweise auf Social Media: Dort werden bestimmte Inhalte als populär dargestellt, besonders sichtbar gemacht und prominent platziert, die der Algorithmus als das Populäre definiert – aufbauend auf diesen heruntergebrochenen Daten. Und dadurch wird natürlich mit hergestellt, was im Alltag als populär wahrgenommen wird. Und bei GPT passiert etwas ganz Ähnliches. Studierende fangen zum Beispiel an, ihre Hausarbeiten damit zu schreiben, und das verändert dann zwangsweise die alltäglichen Routinen des Schreibens und Argumentierens. Also, solche KI-Systeme verrechnen nicht nur das Alltägliche, sondern stellen auch das Alltägliche mit her. Und letzter Punkt, ganz kurz: Beim Nachdenken über KI und Alltag finde ich interessant, dass Alltag immer was mit einer zirkulären Bewegung zu tun hat, wie ein Rad, das sich dreht, eine Bewegung, die sich immer wieder reproduziert. Wir haben ja auch Theorien dafür: die Praxistheorie, Habitus-Theorie usw., die beschreiben, wie Dinge reproduziert und variiert werden. Und natürlich schreiben sich Technologien und Medien immer schon in diesen Alltag ein. Das ist nicht neu, aber interessant an lernenden Systemen finde ich, dass sie bis zu einem gewissen Grad diese zirkulären Bewegungen, diese lernenden und reproduzierenden Bewegungen auf ihre eigene Weise durchführen. Und meine Überlegung ist, ob sie dadurch doch dann auch qualitativ unterschiedlich auf machtvoll Weise an der Herstellung von Alltäglichkeit teilnehmen. Und damit bin ich wieder bei der Frage, wie wir da kritisch ansetzen können und müssen, indem wir mit unserer analytischen Kompetenz die Verrechnung und zugleich Herstellung des Alltäglichen durch KI beobachten, beschreiben und kritisch reflektieren; indem wir die Frage stellen: Wie schalten sich KI-Systeme oft unsichtbar in diese zirkuläre Herstellung des Alltäglichen ein?

Anne Dippel: Ja, vielen Dank, Libuše Vepřeks Überlegungen möchte ich daran anknüpfen lassen, denn sie hat sich unter anderem mit der Frage hier heute befassen wollen, inwiefern mathematisches und informatikwissenschaftliches Grundwissen wichtig für uns ist, um darüber zu forschen, insbesondere wenn wir uns mit digitalen oder algorithmisch geprägten Alltagswelten beschäftigen.

Libuše Vepřek: Die Beantwortung der Frage, welches und wie viel mathematisches und informatikwissenschaftliches Wissen für die kulturwissenschaftliche Beschäftigung mit digitalen oder algorithmisch geprägten Alltagswelten notwendig ist, ist natürlich situativ abhängig von Forschungsfeld und -frage. Diese Frage ist auch bereits viel diskutiert, weshalb ich hier nur einen Diskussionsanstoß in eine bestimmte Richtung geben möchte.

Das Digitale durchzieht unseren Alltag, und es gibt kaum Bereiche, die nicht irgendwie mit dem Digitalen verbunden sind oder durch das Digitale geprägt oder zumindest mitgeformt werden. Spätestens wenn das Digitale direkt in den Fokus des kulturwissenschaftlichen Forschungsinteresses rückt und wir uns z. B. den Umgang von Menschen mit einer bestimmten Technologie oder digitalen Phänomenen wie Social Media, „Smart Homes“, *ChatGPT* und so weiter ansehen, dann ist, meiner Meinung nach, ein grundlegendes Verständnis der Logik der Informatik und deren mathematischen Grundlagen notwendig. Ein solches Grundwissen hilft an den Punkten weiter, an denen es m. E. nach interessant werden kann – z. B. bei Fragen danach, wie bestimmte Praktiken algorithmisch affodiert, wie Imaginationen von Nutzer*innen in digitale Technologien eingeschrieben oder wie soziale Interaktionen algorithmisch strukturiert werden etc. Hier stoßen empirisch-kulturwissenschaftliche Untersuchungen aber oftmals an ihre Grenzen, wenn die Medien- oder technischen Spezifika wie der Code, APIs, Softwarearchitekturen und so weiter nicht miteinbezogen werden können.

Zum Beispiel ist es nicht immer offensichtlich, dass oder *wie* Algorithmen diskriminierend wirken. Es gibt natürlich Beispiele, in denen das „Dass“ offensichtlich ist, wie in bekannten Fällen von Gesichtserkennungssoftware oder in den zahllosen Beispielen mit Chatbots. Aber dies muss eben nicht der Fall sein, und genauso denke ich, dass es für empirisch-kulturwissenschaftliche Forschung auch wichtig zu verstehen ist, *wie* Ausschlüsse kreiert werden. Bei den Einschreibungen handelt es sich dabei nicht immer um bewusste Entscheidungen von Entwickler*innen, die in Interviews erfragt werden können. Wie werden Patient*innen durch Software im medizinischen Bereich zum Beispiel nach dem Zusammenwirken verschiedener „Normalverteilungen“ klassifiziert oder diskriminiert? Hier ist ein mathematisches und informatikwissenschaftliches Grundwissen notwendig.

Bei Diskussionen, die ich zu dieser Frage mitbekommen habe, wird oft dafür argumentiert, dass der erste Zugang zu Forschungsfeldern, bei denen Computersysteme, Algorithmen und KI einen Fokus bilden, über Einführungen ins Coden/Programmieren verlaufen soll. Sicherlich ist es interessant und auch hilfreich, selbst ein bisschen coden zu können. Ich denke aber, dass wir woanders ansetzen müssen, und zwar an den „Basics“ der Informatik, den mathematischen, logischen und informatikwissenschaftlichen Grundlagen wie Datenstrukturen, Softwarearchitektur oder Algorithmen. Mit Bezug auf Algorithmen meine ich dabei in einem ersten Schritt ein Verständnis für das, was Algorithmen sind und wie sie funktionieren, sich zu Code verhalten, und dann in einem zweiten Schritt wäre es je nach Feld möglicherweise wichtig, die sich dort in Anwendung befindlichen Algorithmen zu verstehen. Beispielsweise macht es in einem von mir untersuchten Fallbeispiel im Human-Computation-Bereich einen großen Unterschied für die Erfahrung der User*innen, ob ein Algorithmus nach einer Breiten- oder Tiefensuche funktioniert, also wie eine

Liste durchlaufen wird. Wenn wir die hinter digitalen und algorithmischen Systemen liegenden Strukturen und Logiken nachvollziehen können, können wir, denke ich, neue Erkenntnisse über Alltage erhalten. Denn ein grundlegendes Verständnis der digitalen Technologien und Computersysteme zugrunde liegende Logiken und Strukturen ermöglicht es, andere Weisen des Verstehens und Theoretisierens dieser soziotechnischen Systeme zu entwickeln, die das mit einbeziehen, mit dem das Digitale unseren Alltag beeinflusst – also eben etwa, wie Informationen verarbeitet werden, welche Outputs *ChatGPT* wie generieren kann und wie Daten dabei verarbeitet werden etc. – ähnlich wie es Hannah Knox und Dawn Dafus (2018) mit Bezug auf digitale Daten in dem Sammelband „Ethnography for a data-saturated world“ formuliert haben.

Als eine langfristige Perspektive für die EKW und ohne naiv klingen zu wollen – ich bin mir durchaus dessen bewusst, dass das mit langsamen Prozessen und Studienordnungsveränderungen etc. einhergehen würde – plädiere ich dafür, Informatik als Nebenfach zu stärken und/oder die Möglichkeit, Kurse neben dem kulturwissenschaftlichen Hauptstudium anrechnen zu lassen oder ähnliches, zu unterstützen. Es gibt meines Wissens nach nur sehr wenige Institute oder Universitäten, an denen Empirische Kulturwissenschaft im Bachelorstudium in Kombination mit Informatik studiert werden kann – die LMU ist eine Ausnahme, und ich habe damals im Bachelor davon profitiert. Allerdings wird es wenig angenommen und vor allem aber auch kaum als eine mögliche Option aktiv vorgeschlagen. Ich denke, dass diese Kombination zukunftsweisend und wichtig ist und daher unterstützt werden sollte. Damit meine ich eben nicht, dass jetzt alle Informatik studieren müssen, sondern dass die Kombination eine gleichwertige Stellung wie andere Fächerkombinationen einnehmen kann (etwa von Amerikastudien und EKW oder Theologie, Skandinavistik etc.).

Zudem kann Hintergrundwissen auch Zugang zu Feldern öffnen. Dies habe ich durch mein Doppelstudium im Master erfahren, durch welches sich neue Zugänge eröffnet haben, die ich sonst möglicherweise nicht erhalten hätte. Auf diesen Punkt möchte ich an dieser Stelle noch kurz eingehen. Zunächst habe ich verschiedene Forschungsfelder durch mein Informatikinteresse und Studium gefunden sowie auch Zugang zu diesen erhalten und ich konnte wichtige Grundlagen entwickeln, ohne die ich die von mir untersuchen Phänomene – konkret Predictive Policing in einer kleinen älteren Studie und sogenannte Human Computation bzw. hybride Intelligenzsysteme in meiner Promotionsforschung – nicht in der gleichen Tiefe hätte untersuchen können.

Bei Predictive Policing war spezifisch das Verständnis der angewendeten Clustering-Algorithmen erkenntnisbringend und hilfreich in der Forschung. Hier war gerade das Verstehen der logischen und implementierten Abläufe wichtig und nicht nur das Wissen, welche und *dass* Clustering-Algorithmen verwendet werden. Besonders in Gesprächen mit Personen bzw. Expert*innen im Anwendungsbereich hat dies geholfen, um tiefer bohren zu können und spezifischere Fragen stellen und

so auch spezifischere Antworten zu erhalten. Noch mehr gilt das aber für meine Promotionsforschung, in der ich ethnografisch und kollaborativ mit einem kleinen Forschungsinstitut in den USA geforscht habe, das das Ziel hat, sogenannte Human-Computation-Systems zu entwickeln, in denen Menschen mit KI zusammen wissenschaftliche Probleme lösen sollen. Mir war es in meiner Forschung wichtig, die Praktiken, die hinter der Entwicklung und Instandhaltung solcher Software-Systeme stehen, zu verstehen und zusätzlich die Software selbst in den Blick zu nehmen, um beispielsweise nachvollziehen zu können, wie menschliche Akteur*innen im Code kodiert werden, wo Interaktionen wie vorgesehen sind und wo es möglicherweise Optionen für alternative Praktiken geben kann. Dazu arbeitete ich unter anderem in der Entwicklung mit, nahm an Development-Meetings teil und unterstützte beim Aufspüren von z. B. Fehlern im Code selbst oder in den Daten in der Datenbank. Gerade die Einblicke, die ich während meiner Mitwirkung an der Entwicklung und Instandhaltung solcher Systeme erhalten habe, waren dabei sehr wichtig für meine Forschung.

Dass ich Mitwirken konnte, wurde nicht nur, aber zu einem wichtigen Grad durch mein Vorwissen in der Informatik ermöglicht. Einerseits weil mir deshalb Vertrauen entgegengebracht wurde, dass ich nicht so schnell etwas kaputt machen würde, wenn ich Zugang zu ihren Entwicklungsumgebungen, Datenbanken und Servern erhalten würde, und zum anderen, weil ich in Gespräche und Aufgaben eingebunden wurde, die sich mit technischen Details wie der Optimierung eines Algorithmus oder der Lösung eines Bugs, eines Fehlers, beschäftigten, die sich als für meine ethnografische Forschung relevant herausstellten. Das ist auch das, was ich zuvor mit dem Öffnen von Feldern gemeint habe, das informatik- und mathematisches Wissen in digitalen, algorithmischen und computerwissenschaftlichen Feldern haben kann. Entscheidend für beide meine Forschungen war dabei eben das Verständnis für die Grundlagen der Informatik und Mathematik. Und dieses war viel wichtiger als meine „Skills“ im Programmieren.

Anne Dippel: Dadurch wird natürlich noch mal eine ganz andere Form des kollaborativen Forschens ermöglicht. Und das bringt mich zu Sarah Thanner, die noch einmal anders sich kollaborativ eingebracht hat und im Laufe ihrer Feldforschung, so wie einige von uns ihre Arbeiten auf Konferenzen in den vergangenen Jahren, beispielsweise in Hamburg, mitverfolgt und miterlebt haben, im Laufe ihrer Feldforschung also zu einem „sozialen Schlüssel“ in ihrem Feld wurde, ja eigentlich zum Netzwerkpunkt in den sozialen Interaktionen durch ethnografische Arbeit, obwohl das informatische Wissen zunächst nicht vorhanden gewesen ist. Und deine Frage, mit der du dich unter anderem beschäftigt hast, war, wie sich materielle Kulturen in ihrer Verflochtenheit mit digitalen Prozessen empirisch-kulturwissenschaftlich erforschen lassen. Du hast das am Beispiel der smarten Dinge für uns vorbereitet.

Sarah Thanner: Ja, vielen Dank. Vielleicht können wir auf die Frage nach der Notwendigkeit von Informatikkenntnissen später noch mal zurückkommen, denn ja genau, ich hatte in meiner Feldforschung, in deren Rahmen ich mit Medieninformatiker*innen zusammengearbeitet habe, keine informatikwissenschaftlichen Vorkenntnisse. Zunächst möchte ich mich jetzt aber noch mal von einer etwas anderen Richtung an das Thema annähern und auch so ein bisschen auf den Call und die Frage des Alltags zu sprechen kommen, denn mit der Ausbreitung digitaler Technologien strukturieren und prägen Algorithmen in ihrer Ausführung eben, da stimme ich meinen Vorredner*innen zu, nahezu alle Alltagsbereiche. Und ich erachte Digitale Anthropologie – also gewissermaßen auch das Bindeglied unserer Diskussion – dabei als Querschnittsperspektive auf eine Kulturanalyse des Alltags in „der Digitale“, wie Anne das auch formuliert hat (Dippel 2021). Und damit eben darauf, wie digitale Technologien und Prozesse auf die Hervorbringung von Alltags, Routinen und Möglichkeitsräumen einwirken.

Schlaglichtartig möchte ich dabei kurz darauf fokussieren, wie sich das auch in materiellen Kulturen niederschlägt und wie auf ganz alltäglicher Ebene, Dinge, Menschen und Technologien in – ich formuliere es mal als bewegt-bewegende Choreografien – überführt werden.

Programmierte Prozesslinien durchdringen zunehmend Dinge wie Räume, und als „Bewohner“ von Netzwerken haben sie längst das Internet erobert, sammeln und verarbeiten als kontaktlos adressierbare Träger von IP-Adressen Daten, berechnen Vorhersagen und treten mit menschlichen und nicht-menschlichen Akteur*innen auf eine neuartige Art und Weise in Beziehung. Der fortlaufenden Entwicklung immer kleinerer und leistungsstärkerer Mikrochips und Prozessoren, dem Ausbau von Big-Data-Bergen zu verarbeiten fähiger Infrastrukturen und fortlaufend weiterentwickelten Modellen maschinellen Lernens kommt dabei eine Schlüsselrolle zu – wie das auch Florian Sprenger und Sebastian Engemann (2015) in ihrem Sammelband zum „Internet der Dinge“ aufzeigen. Heute verweist also ein wachsender Markt an smarten Dingen auf eine sehr heterogene Vielfalt an Artefakten, Anwendungen und Services, die sich nur schwer auf einen definitorischen Nenner bringen lassen. Und die entstehen im eng miteinander verwobenen Geschehen wissenschaftlicher und industrieller Ereignisschauplätze.

Gemeinsam, glaube ich, ist diesen vielschichtigen und dynamischen Entwicklungen, dass sich darin eben eine umfassende Transformation des Verhältnisses von Menschen, Dingen und Technologien abzeichnet, denn mit der Hervorbringung von kontextsensibel auf situative Veränderungen reagierenden Artefakten fungieren Dinge jetzt als Medien. Und damit auch als Medien einer datengestützten Antizipation von Welt, die sich ihre Umgebung rechnend und berechnend erschließen – den Begriff der Antizipation hatten wir ja auch gestern im Daten-Panel. Und selbst Dinge, die Weltverhältnisse bisweilen eher hintergründig mediieren, treten im Zuge

algorithmischer Handlungsmacht in neue relationale Bezüge zu ihren Nutzer*innen und nehmen damit Anteil daran, wie Welt gewusst wird.

Ich möchte vor allem hier in den Fokus bringen, wie sich dabei menschliche Handlungspraxen mit Algorithmen in ihrer Ausführung und materielle Dynamiken, gewissermaßen zu einem ko-konstitutiven Tanz, um eine Metapher ins Spiel zu bringen, verbinden. Dabei sind digitale Prozesse gleichermaßen choreografiert und choreografierend wirksam, bewegt und bewegend. Vermeintliche Gewissheiten ontologischer Grenzziehungen geraten dabei ins Schwimmen und die Notwendigkeit von Ansätzen, die prozessuale und relationale Perspektiven auf das Gemacht-Werden von Welt einnehmen und Akteur*innen in wechselseitiger Hervorbringung denken, wird damit also auch auf ganz alltäglicher Ebene greifbar und deutlich. Die Empirische Kulturwissenschaft, denke ich, stellt das also vor die Herausforderung, Kulturen des Materiellen in dieser Verflochtenheit mit digitalen Prozessen als relationale Phänomene-in-Bewegung zu fassen und sich den Relationen anzunähern, die sich im Kontext von smarten Dingen bis in die kleinsten Prozesslinien hinein in stetiger Transformation begriffen entfalten. Sowohl, glaube ich, mit Blick auf den alltäglichen Umgang, also ein Bereich, an dem ich mit meiner Forschung nicht so dran war, als auch mit Blick auf die Orte ihrer Entstehung, was bei meiner Forschung im Fokus stand. Gerade diese nehmen aber eben auch entscheidenden Einfluss darauf, wie technologisch medierte Vorstellungen von Normalität und Alltag hergestellt werden. Und ich meine, dass ein auf Bewegungsrelationen geschärfter Blick, wie ich es mit der Metapher des Tanzes und der Choreografie ein bisschen andeute, eben diese Wirksamkeit digitaler Prozesse auf Bewegungen menschlicher Körper herausstellen kann.

In meiner Forschung konnte ich ethnografisch z. B. mitverfolgen, wie sich Entwickler*innen bei der Gestaltung von interaktiven Augmented-Reality-Anwendungen für smarte Tische z. B. mit Fragen danach auseinandersetzen, wie User*innen sich im Raum bewegen oder wie lange es eigentlich durchschnittlich normal ist, sich nicht zu bewegen und all so etwas. Oder wie Objekte so gestaltet werden, dass ihre Nutzer*innen möglichst wenig für Technologien der Objekterkennung problematische Schatten werfen. Oder auch wie Entwickler*innen dabei selbst in diese zu antizipierenden Rollen von User*innen schlüpfen und so zu sensorisch-affektiv in genau diese minutiösen Choreografien verstrickten Akteur*innen werden. In der Entwicklung selbst werden diese dann als Use Cases und Anwendungsszenarien für den alltäglichen Umgang verstanden. Und darüber hinaus glaube ich, kann eine auf Bewegungsrelation geschärfte Perspektive letztendlich auch in den Blick nehmen, wie eben digital-materielle Prozesse Subjekt-Objekt-Verhältnisse mediiern. Ein Beispiel wäre hier, wenn menschliche und nicht-menschliche Akteure etwa beim Einsatz von Tiefenkameras in Distanzrelationen gewusst werden und erst im Zuge algorithmischer Vergleichsflows intraaktiv als separate Entitäten hergestellt werden. Oder wenn Alltagsroutinen aus automatisiert gewonnenen Pixelinformationen inferiert werden.

Entlang solcher Prozesse werden nicht zuletzt auch unterschiedliche Zeitlichkeiten miteinander in Bezug gesetzt: Von der Time of Flight von Infrarotlichtimpulsen aus Tiefenkameras über den pulsierenden Rhythmus von sich im schnellen Takt mit nur wenigen Millisekunden immer wieder erneuernder Kamerabildraten vor dem Hintergrund zum Beispiel so etwas wie Echtzeitwahrnehmung, von denen die Informatiker*innen, mit denen ich zusammengearbeitet habe, immer viel gesprochen haben, erst ausgehandelt werden.

Es braucht also geeignete ethnografische Werkzeuge, die Anschlüsse schaffen an prozessuale und relationale Perspektiven, um dieser Transformativität zu begegnen. Die liegen auch in unterschiedlichsten Spielarten von Karen Barads agentiellem Realismus (Barad 2007) oder Tim Ingolds Correspondence (Ingold 2017) und anderen vor. Und gleichzeitig braucht es aber auch methodische Kompetenzen, um mit Bewegungsrelationen in Beziehung zu treten. Tanzwissenschaftliche Impulse könnten hier womöglich fruchtbar sein, neben und im produktiven Dialog mit anderen Metaphern. Interessanterweise löst sich die Choreografie-Metapher dort gerade von dieser festen Assoziation mit tänzerischen Bewegungen menschlicher Körper hin zu einer Multiplizität von Bewegungsrelationen. Den Reiz darin sehe ich auch gerade deswegen, da sich das auch auf unsere eigenen ethnografischen Schreib- und Denkbewegungen rückbeziehen lässt – also die Bewegungen von Konzepten, Metaphern, Theorie und Reflexion als soziomaterielle Prozesse. Das sind eben auch Phänomene-in-Bewegung. Damit wären Ethnograf*innen gewissermaßen auch Choreograf*innen, um Inspiration aus der Etymologie des Begriffs zu ziehen, insofern Choreografie um 1700 zuerst eine schriftliche Notationspraxis zur grafischen Darstellung barocker Tänze bezeichnete. Das Choreografische also einer Kulturanalyse des Alltags und ihrer Spurensuchen zwischen Erfahrung und Erinnerung, Seiendem und Ereignetem, entlang derer wir erzählend Wissen schaffen.

Anne Dippel: Vielen Dank, Sarah. Bei Martina Klausner habe ich eben gespürt und gesehen, dass da viel Resonanz und Assoziationen zu deiner aktuellen Forschung zur Frankfurter Verkehrspolitik aufkommen. Also behalte das, was du gerade eben gedacht hast, im Kopf. Ich werde dich gleich noch mal darauf ansprechen. Denn auch die Bewegung von Autos oder Menschen und wie dann danach aus Daten wiederum diskrete physikalische Objekte hergestellt werden, ist natürlich eine zentrale Frage. Und das berührt dann auch wieder diesen Punkt, an dem wir uns überlegen müssen, aus was wir gewoben sind, aus Wörtern, aus Zeichen, aus Dingen, aus Zahlen und was unser Gegenstand in der Digitalen Anthropologie ist. Sarah hat gerade eben gesagt, dass diese Dinge sich in diesem Moment selbst in Medien verwandeln, und Urmila hat zwei zentrale Fragestellungen, die auf der einen Seite die Frage eröffnen, inwiefern Migration durch zur Verfügung stehende Medien also nicht nur Dinge wie Schiffe als Medien, sondern wie Medien wirklich selbst Migration hervorrufen. Und

auf der anderen Seite steht, welche Auswirkungen diese digitalen Medien auf die Migration aus kulturanthropologischer Perspektive haben und heute transnationales Leben hervorbringen.

Urmila Goel: Dankeschön. Ja, ich gehe mit meinem Input ein bisschen weg von der Digitalen Anthropologie und mehr in diese Querschnittsidee, dass das Digitale überall eine Rolle spielt. Ich komme zwischendurch auch kurz auf mein *Indernet*-Projekt zu sprechen, also das Internetportal, aber möchte mich vor allem beschäftigen mit der Frage: Was macht das eigentlich mit Migration, dass sich die Medienlandschaft verändert hat? Und mit Medien meine ich jetzt Kommunikationsmittel vor allem. Und wie durch Kommunikationsmittel und Medien Migration heute etwas anderes ist als in den 1960er-Jahren. Und dazu will ich an drei verschiedene zeitliche Orte gehen: Einmal in die 1960er, einmal an den Anfang der 2000er und dann nach heute.

Und ich beginne mit den 1960er-Jahren: Das ist mein aktuelles Forschungsprojekt, Anne hatte kurz was dazu gesagt. Ich forsche gerade zur Anwerbung von Krankenschwestern aus Indien in die Bundesrepublik in den 1960er-Jahren und was danach passiert ist. Ich werde einfach so ein bisschen ethnografische Einblicke zu diesen drei Punkten bringen. Also wenn man sich anguckt, was diese jungen Migrant*innen, die waren zum Teil erst 16 und 17 Jahre alt, als sie da in den 60ern in die Bundesrepublik gekommen sind, wie die dahin gekommen sind, die wussten vor ihrer Migration quasi nichts über Deutschland. Es gab in Indien, in Südindien, wo sie waren, keinen Zugang zu Medien, die ihnen Informationen über Deutschland gegeben hätten. Die waren ganz stark angewiesen auf ihre Gatekeeper, auf die Priester, die sie gebracht haben, und was die ihnen erzählt haben. Und als sie dann erstmal in Deutschland waren, dann hatten sie als Kommunikationsmittel mit ihren Herkunftsfamilien nur zwei Wege: Der Luftpostbrief, der viele Wochen gedauert hat, bis er wieder zurückkam, und auch nicht billig war, und ein sehr, sehr teures Telefonat, das wahrscheinlich auch nicht direkt die Familien erreichte, weil die kein eigenes Telefon hatten. Also es war quasi keine synchrone Kommunikation möglich, aber das Asynchrone dauerte auch extrem lang, bis da irgendeine Reaktion kam. Das heißt, die transnationalen Kontakte waren massiv eingeschränkt, und aus Erzählungen von den Krankenschwestern, die damals gekommen sind, kann man sehen, dass das auch zu Einsamkeit geführt hat und zum Abkoppeln von ihren Herkunftsfamilien. Und was viel beklagt wurde, ist, dass sie abgeschnitten waren von wichtigen Ereignissen ihrer Familien. So berichtet zum Beispiel eine Krankenschwester in einem Dokumentarfilm, wie ihr Vater starb und wie sie das sehr verzögert erst erfahren hat, und es auch natürlich überhaupt nicht möglich war, dass sie zur Beerdigung geht. Und sie erzählt da 20 bis 30 Jahre später darüber, und das bewegt sie immer noch ganz stark, dass sie an so wichtigen Momenten nicht teilhaben konnte. Das heißt, die zur Verfügung stehenden Medien und Kommunikationsmittel in den 60ern führten dazu, dass Her-

kunfts- und Wohnort massiv getrennt waren. Die Informationen, die man bekommen konnte, das Wissen, das man haben konnte, die sozialen Beziehungen, die geführt werden konnten, aber auch der Zugang zu Waren und Gütern, waren transnational nur schwer möglich. Und so entstand eine existenzielle Notwendigkeit, sich an den Wohnort anzupassen, die Sprache zu lernen, sich auf das deutsche Essen einzulassen, deutsche Güter zu konsumieren, also ganz viel im Alltag komplett umzustellen, weil es gab gar keine Alternative. Und ohne sich vorher schon vorbereiten zu können, was passiert, sondern man kam an und musste damit leben. Und darin steckt auch eine große Gefahr des Scheiterns. Also die, die mir jetzt heute Geschichten erzählen können, haben es ja bewältigt. Da kann man dann Erfolgsgeschichten draus machen. Aber es gibt auch die, die zurückgingen, weil sie scheiterten. So viel zu den 60ern.

Dann komme ich zum Anfang der 2000er, zu meinem Habilitationsprojekt zum *Indernet*-Portal das Internet, das war in den frühen 2000ern, also später als Gertraud Kochs Arbeit. Die frühen 2000er waren dadurch gekennzeichnet, dass Internettechnologien zum ersten Mal für Privatnutzer*innen und auch Jugendliche zu Hause möglich waren und dass ganz viel in den Internetportalen passiert. Und vor allem die Portale und die Foren, die auch wieder primär asynchrone Kommunikation waren, aber natürlich nicht mehr dieses wochenlange Asynchrone, sondern man konnte auch direkt antworten dort. Die Foren und Internetportale überwinden also geografische Distanz, verbinden Menschen mit ähnlichen Interessen. Und das waren in meinem Forschungsfeld zum einen tatsächlich die Migrant*innen aus Indien, die sich so vernetzen konnten, über E-Mail-Listen usw., und sich gegenseitig austauschen konnten, und das konnten sie auch schon von Indien. Das heißt, der Informationsfluss war ein ganz anderer. Die traditionellen Gatekeeper waren nicht mehr so relevant, sondern es kamen neue dazu. Man konnte sich anders organisieren, und das *Indernet*, zu dem ich gearbeitet habe, das waren vor allem die Kinder von Migrant*innen in Deutschland, die sich so vernetzen konnten und sich austauschen konnten, Zugehörigkeit verhandeln konnten und ihr eigenes Indien in Deutschland kreieren konnten. Weil das Interessante bei dem Portal war, dass es, dadurch, dass es auf Deutsch war, eigentlich sehr deutschzentrisch war. Auch wenn es Distanz überwunden hat, ist es nicht wirklich nach Indien gegangen. Was man aber in dieser Zeit so sehen kann, ist eben das, was ich gerade schon mal gesagt habe: Die traditionellen Gatekeeper verlieren ihre unangefochtene Machtstellung. Es entstehen neue, andere Gatekeeper, und es gibt mehr Möglichkeiten, wobei die Kommunikation aber im Wesentlichen weiter asynchron bleibt und es auch weiter Barrieren im Zugang zu Ressourcen gibt, weil man muss trotzdem einen Internetzugang zu Hause haben. Die Frage war, wie schnell ist der Computer, wie sehr kann ich was machen? Also da waren ganz viele Einschränkungen noch.

Und damit komme ich zum Heute: Und das ist jetzt weniger ein Forschungsprojekt, das ich direkt mache, sondern erst einmal meine eigene Erfahrung. Ich war im

letzten Winter sechs Monate in Indien, war also selber Migrantin und konnte sehen, wie gehe ich damit um, wie baue ich digitale Medien in meinen Alltag ein? Was hat das für Folgen darauf, wie ich in Indien bin? Und gleichzeitig führe ich Gespräche mit Migrant*innen aus Indien in Deutschland über ihre Alltage. Und mittlerweile sehen wir halt, dass die synchrone digitale Kommunikation für sehr viele Menschen alltägliche Normalität ist. In Indien sehr viel alltäglicher als hier. Also da haben wirklich alle ein Smartphone und hängen da immer dran. Und das Internet ist auch wirklich viel besser als in Deutschland. Also das ist keine Frage. Das ist nicht mehr so, dass es für wenige ist, sondern das erreicht wirklich die meisten Menschen. Das ist eine Normalität, dass wir digitale Medien ständig haben. Die meisten haben ja ihr Smartphone und sind gerade irgendwie am Kommunizieren mit irgendjemand in Synchronität. Wir können online alle möglichen Waren kaufen, und mobiles Arbeiten ist auch für viele Berufsbereiche inzwischen Normalität. Und dieses mobile Arbeiten kann auch transnational passieren. Also ich kann in Deutschland zu Indien arbeiten, ich kann in Indien, in Deutschland arbeiten – das macht was. Das heißt, was wir jetzt haben, ist ein vereinfachter Zugang zu Informationen, zu anderen Ländern und dazu wie man migriert, was da passiert, usw. Ich bin also gar nicht mehr so angewiesen auf Gatekeeper und auch nicht mehr so sehr wie in den frühen 2000ern auf Netzwerke, die mir helfen, weil ich kann mir ganz individuell viele Informationen aneignen. Und wenn ich dann an einem anderen Ort wohne, habe ich immer noch sehr guten Zugang zu Informationen vom Herkunftsort. Also ich konnte weiter die deutschen Medien lesen, wusste genau, was hier passiert, konnte mich weiter beteiligen. Das heißt damit, dass diese Trennung nicht mehr so stark ist und ich auch an verschiedensten Orten sein kann, weil Migrant*innen sind ja meistens auch nicht nur an zwei Orten, sondern an verschiedensten Orten unterwegs. Also ich kann inzwischen mit den Medien an verschiedenen geografischen Orten in verschiedenen Arten teilnehmen. Ich kann Ereignisse verfolgen, kann Kontakte halten, kann am Alltag tatsächlich teilhaben. Die Zeitverschiebung ist nach wie vor ein Problem. Also ich muss sehen, wann kann ich wirklich Kontakte haben? Aber im Prinzip kann ich synchron mit anderen zusammen sein und ich kann Dinge im Herkunftsland erledigen. Ich konnte in Indien sitzen und meine Kontobewegungen in Deutschland machen oder für meine Eltern Kontobewegungen machen. Das war gar kein Problem mehr. Es gibt inzwischen auch relativ viel Forschung zu transnationalen Care-Praktiken. Sowohl Care für Kinder als auch für alte Menschen. Und ich hatte vorhin das Beispiel der Beerdigung, an der die Krankenschwester nicht teilhaben konnte. Gerade habe ich teilnehmen dürfen/können/müssen an einer Beerdigung eines Interviewpartners von mir, ein Ehemann einer Krankenschwester. Und diese Beerdigung fand in Karlsruhe statt, und parallel fand sie in Kerala, in Südindien statt. Es wurden fast synchron zwei Beerdigungen organisiert. An beiden Stellen wurden digital aufgenommene Videos gemacht, die nachher geteilt wurden. Das heißt, da war gemeinsames Erleben von der Familie und

Freund*innen, die an verschiedenen Orten waren. Interessant dabei war vielleicht, dass der deutsche Schwiegersohn die Videoaufnahmen machen sollte in der Kirche und sich dabei sehr unwohl fühlte. Weil das macht man in Deutschland nicht, dass man draufhält auf die klagenden Trauernden, aber er hat es dann doch geschafft, das zu machen, weil das total wichtig war für die Menschen in Indien, diese Dokumentation zu haben. Und bei der Beerdigung wurde nicht synchron gestreamt. Aber ich weiß tatsächlich auch von über *Facetime* oder Ähnliches gestreamten Beerdigungen, dass wirklich die Teilhabe transnational möglich ist. Mit diesen Medien, die wir jetzt haben, ist Migration nicht mehr der völlige Bruch, wie es in den 60ern war, mit vorherigem Leben und dem Abbruch vom Alltag, sondern vieles kann weitergeführt werden.

Jetzt komme ich zu dem Punkt, warum Migration deswegen was anderes ist: Also die Motivation für Migration kann auch genau diese sein: Eine Kollegin sagte, wenn es die sozialen Medien nicht gäbe, wäre sie nicht migriert. Weil dann hätte sie nicht weiterhin Kontakt mit ihrer Familie haben können. Also das war eine Motivation: Sie kann weiter am Alltag teilhaben, deswegen kann sie auch migrieren. Ein befreundeter Lehrer hat mir aber wiederum gesagt, dass die Schüler*innen gar nicht mehr ins Ausland gehen wollen, weil sie sagen, sie kennen eh alles schon. Sie haben das alles schon gesehen, sie können das online sehen, sie brauchen nicht irgendwo hingehen. Also es kann in verschiedene Richtungen gehen.

Was auch ein großer Unterschied ist für Migrant*innen, für alle, die im Ausland schon mal gelebt haben und dann nach deutschem Brot zum Beispiel sich geseht haben. Wir wissen, wie wichtig Güter sind für das Alltägliche. Und mit eCommerce ist es einfach jetzt eine ganz andere Möglichkeit, an Güter zu kommen. Während die Krankenschwestern in den 60ern wirklich das deutsche Essen essen mussten, was für sie grauslich war, gibt es heute so viele Stores und man kommt an alles ran. Man kann auch das indische Essen weitgehend beibehalten in der Migration. Oder in Delhi hatten wir eine *WhatsApp*-Gruppe, die mehr oder weniger deutsches Brot bestellt hat. Da gibt es andere Möglichkeiten jetzt und man kann auch virtuell viel mehr konsumieren, also Filme konsumieren usw. Man ist ganz anders drin in dem, was man gewöhnt ist.

Man kann sich besser informieren, man kann Vertrautes mitnehmen, man ist weniger auf Netzwerke und Gatekeeper angewiesen. Das ist insgesamt individualisierter. Die Orte lassen sich besser verbinden und man kann gleichzeitige Alltage haben. Das Ankommen im Migrationskontext ist dadurch einfacher. Und zum Beispiel habe ich mit meiner Übersetzungsass dann auch mit Leuten kommunizieren können, wenn ich es anders nicht konnte. Gleichzeitig ist dadurch weniger Druck, sich auf den Migrationskontext einzulassen. Ich musste mich nicht wirklich bemühen, Hindi zu können. Auch die Migrant*innen in Deutschland, mit denen ich spreche: Viele leben einfach in Englisch in Deutschland. Das haben die Migrant*innen in den 1960er-Jah-

ren nicht gemacht. Die haben ganz klar Deutsch lernen müssen, die hatten gar keine Wahl. Das heißt, der Druck, der in den 60ern bestand, einfach alles zu übernehmen und sich zu assimilieren, soweit es geht, wenn man rassifiziert ist, das ist heute nicht mehr da. Was auch dazu führt, dass manche eben sehr getrennte Leben führen.

Und damit komme ich zum Ende dieses Verschiedene-Zeiten-Anschauens: Meine These ist, dass Migration was anderes ist in diesem neuen medialen Umfeld im Vergleich zu den 1960er-Jahren und dass deswegen auch theoretische Ansätze zu Migration und wie wir das beforschen, andere sein müssen. Also dieses Ganze, was wir ja gerade in der aktuellen Politik mit Pull und Push haben, ist ja eh in der Migrationsforschung out. Aber man muss sich klarer machen, Leute migrieren, aber es bedeutet was komplett anderes. Es ist ein anderer Rahmen, und deswegen würde ich sagen: eben nicht Digitale Anthropologie, sondern mir geht es eher um Migrationsforschung, aber durch das Digitale, durch die Veränderung der Medienlandschaft – es bedeutet was anderes, es ist eine andere Erfahrung, es ist eine andere Entscheidung. Und die Alltage sind komplett anders. Danke.

Anne Dippel: Vielen Dank Urmila. Das ist ein reichhaltiger Beitrag, der einerseits zeigt, wie sich die Sepulkralkultur verwandelt durch die Digitalisierung, aber andererseits auch ein Plädoyer dafür ist, zu sagen, „die Moderne ist vorbei“. Wir sind in der Digitale, die alten Theorien der Migration halten nicht mehr, und das verändert sich fundamental. Und du hast so charmant dargelegt, dass sich die Geschwindigkeit des Internets rasant unterscheidet zwischen Deutschland und Indien, es geht da auch tatsächlich um Fragen der Macht. Wer schnelles Internet hat, hat in diesen Zeiten tatsächlich auch mehr sozialen, kulturellen Einfluss und auch mehr Macht. Und diese Frage, wie wir letztendlich damit umgehen und welche ökologischen und sozialen Kosten die digitalen Alltage haben, ist das, womit sich Katrin beschäftigt. Also welche ökologischen und sozialen Kosten haben wir denn eigentlich gerade? Und was für imperiale Verschiebungen beobachten wir?

Katrin Amelang: Okay, danke. Ich will es heute etwas hipper formulieren im Beitrag: Alltag – Digital – Imperial. Und ich will genau zu diesen drei Stichworten was sagen. Erstens Alltag, um den sich irgendwie alle so ein bisschen herumdrücken. Wir haben ja diesen einerseits phänomenologischen Strang von Alltag als das Vertraute, Selbstverständliche, was wir in den Eigenlogiken untersuchen. Andererseits der neomarxistische Strang, der halt noch mal viel stärker Alltag auch als Zwang, als Zumutung, als Entfremdung denkt, wo halt eher eine ideologiekritische Komponente dabei war. Und das sind ja zwei sehr unterschiedliche Stränge gewesen und die wurden auch noch mal erweitert, gerade über feministische Impulse, um auch machtanalytische Zugänge reinzukriegen. Bourdieu ist dann immer ein Stichwort für die sozialen Unterschiede. Und trotzdem sind das ja diese Stränge, die unsere Alltagsperspektiven im Fach bereichern. Und was wir in der Kommission hier zum

Teil gehört haben oder vertreten, dass digitaler Alltag selbstverständlich ist, Alltag vom Digitalen immer durchzogen, gesättigt, usw. ist, also beides lässt sich schwer voneinander trennen. Jetzt kam von Urmila der Punkt zu sagen, das ist eigentlich eine Querschnittsdimension, die kriegt man halt schlecht raus. Aber wir würden uns sehr schwertun damit als Alltagsforscher*innen. Wir können uns natürlich nicht nur darauf konzentrieren. Es geht nicht darum, das immer ins Rampenlicht zu stellen, aber es ist doch so: Digitale Technologien sind da, ne? Und ich finde halt wichtig dabei, dass wir noch mal ein bisschen eher von der neomarxistischen Seite kommend dann fragen, was sind denn das für Selbstverständlichkeiten, die eben nicht nur ihren eigenen Logiken folgen, sondern was heißt Selbstverständlichkeit von digitalen Alltagen – und für wen? Und da sozusagen rangehen. Ich will das gleich noch mal ausführen zum Stichwort imperial. Kurz könnte man sagen, ich finde, wir können wieder ein bisschen mehr politische Ökonomie und politische Ökologie in unseren Alltagsdiskussionen vertragen.

Zweiter Punkt: digital. Ich denke, ein zentraler Punkt der Diskussion war eigentlich immer, das Digitale zu dezentrieren. Was ja auch schon von Gertraud Koch angesprochen wurde. Auch immer wieder diese Kritik reinzunehmen, also auch anders zu erzählen. Ich finde ja, wir sollten viel öfter von Rechenprogrammen reden als von KI. Also einfach unsere Begriffe, mit denen wir da umgehen, auch hinterfragen. Dezentrieren heißt einerseits ran an die Begriffe, die Erzählungen, die Metaphern, aber natürlich auch an andere Sichtweisen, Perspektiven. Und da gehört, wenn ich an digitale Alltage und ihre Selbstverständlichkeit denke, als dritter Punkt dazu, das ist jetzt zum Stichwort imperial, dass diese digitalen Alltage halt eine ganze Menge Bedingungen haben, oder Grundbedingungen und Infrastrukturen brauchen, damit sie so funktionieren und mit extrem hohen sozialen und ökologischen Kosten und einem hohen Ressourcenverbrauch einhergehen. Alles, was immer so schön als, naja, technisch beschrieben wird, von wegen das ist digital, künstliche Intelligenz, Maschinenlernen usw., also diese Begriffe verdecken halt, wie viel menschliche Arbeit da involviert ist. Und es ist Arbeit, die ganz oft im globalen Süden oder zumindest in schlecht bezahlten Arbeitsverhältnissen stattfindet. Und insofern unsere Selbstverständlichkeit digitaler Alltage ganz stark auf dieser Bedingung beruht, dass wir irgendwo anders ganz klar Menschen brauchen als Arbeitskraft und diese durchaus auch ausbeuten. Und der zweite Punkt von imperial betrifft unsere Naturverhältnisse. Das haben meine Kolleginnen aus Bochum, Estrid Sørensen und Leman Çelik, gestern im Datenalltage-Panel, das Martina Klausner und ich organisiert haben, angesprochen. Da ging es darum, dass die Infrastrukturen halt sehr viel Energie verbrauchen, die müssen auch irgendwo stehen, brauchen Platz usw. Also es geht um Land, es geht um Strom, einfach um natürliche Ressourcen. Und imperial erinnert an diese Sachen, die wir ja von kapitalistischen Produktionsweisen kennen. Das ist sozusagen für digitale Alltage nicht neu, aber ich finde, wir könnten das ein bisschen

mehr in die Diskussion reinbringen. Ulrich Brand und Markus Wissen haben diese Diskussion ja in ihrem Buch „Imperiale Lebensweise“ (2017) ausbuchstabiert, wo sie halt aus den Politikwissenschaften kommend noch mal eine Liste geschrieben haben, wie eigentlich das, was wir unsere Lebensweise nennen, durchaus sehr stark davon abhängt, dass wir soziale und Naturressourcen auf eine bestimmte Art und Weise verbrauchen und das aber gleichzeitig ausblenden. Und ich finde, unser Ansatzpunkt dabei ist, dass diese Produktionsweise halt immer mit einer Lebensweise, also mit einem bestimmten Alltag, die wird darin auch stabilisiert. Und ich finde, genau da sind wir bei unseren klassischen Fragen: Über wessen Alltage reden wir hier eigentlich? Was heißt, eine imperiale Produktionsweise im Alltag zu stabilisieren oder zu konstituieren? Da kommen wir als Alltagsexpert*innen genau zu den Spannungsfeldern, Kämpfen, sozialen Konflikten, aber halt auch Widersprüchen und Paradoxien, und müssen da auch reingehen. Zusammengefasst: Also digital-imperial betrifft dann nicht nur die Alltagsanalyse generell, sondern ich finde, dass digitale Alltage sich sehr gut dazu anbieten, unsere alltagsanalytischen Fragen neu zu stellen. Und vielleicht ja auch unsere Konzepte und Theoriestränge von Alltag im Fach, noch mal wieder anders aufzumachen.

Anne Dippel: Danke Katrin. Gertraud, du möchtest darauf gleich antworten und wir steigen sofort in die Diskussion ein.

Gertraud Koch: Es hat nur sehr viel Resonanz bei mir erzeugt, was Katrin gesagt hat. Und wo ich immer gleich drauf anspringe, ist die Ausbeutung des Sozialen. Ich glaube, da gucken wir noch wenig drauf, dass diese ganze KI-Geschichte, ich hänge immer so ein bisschen an der KI, weil die jetzt gerade so prominent ist, eher eigentlich auf geisteswissenschaftlich, sprachwissenschaftlich produziertem Wissen aufsetzt. Das ist eigentlich durchgängig durch alle KI-Bereiche so, dass das auch sozial- und geisteswissenschaftlich produziertes Wissen aufsetzt und versucht, das zu automatisieren. Und das heißt, wir sind Ideengeber*innen und wir sind es jetzt ja auch wieder in den Projekten. Und die hängen jetzt auch ein Stück weit davon ab, dass wir kooperieren mit den nächsten Schritten. Und da sind wir wieder bei der Ausbeutung, weil wenn wir es abgegeben haben, dann ist es weg und dann machen sie es verschieden. Also das war das, was so die unmittelbare Resonanz auf deine sehr, sehr wichtigen Punkte war.

Anne Dippel: Ich glaube, Martina könnte da direkt daran anschließen.

Martina Klausner: Ja, vielen Dank für das wunderbare Panel. Hat sich absolut gelohnt, rechtzeitig hier zu sein, und danke auch für die Moderation an Anne: großartig gemacht. Es gibt ganz viele Punkte, wo ich was zu sagen könnte. Was mich vielleicht am meisten interessiert, weil es kam jetzt sehr viel zur Transformation und ich glaube, da müssen wir ein Stück weit aufpassen, dass wir nicht so eine Erzählung des

Hypes wiederholen, sondern dass wir ebenso, was Katrin auch gesagt hat, diese kapitalistischen Produktionsweisen als eine Form der Kontinuität betrachten, die sich da ganz klar finden lässt – und darauf auch hinzuweisen. Oder auch Standardisierung und Infrastrukturen. Also darauf wird aufgebaut, KI ist nicht vom Himmel gefallen. Und ja, du hast es ja auch noch mal betont, auf welches Wissen das eigentlich aufbaut. Und ich kann mir gut gerade eine kulturanalytische Perspektive vorstellen, die historisch auch informiert ist, die noch mal ganz besondere Anknüpfungspunkte aufzeigen kann. Eben diese Kontinuitäten zu zeigen und auf was das eigentlich aufbaut. Um da auch noch mal ganz andere Knackpunkte mit reinzubringen als das, was sozusagen in diesen Hypes immer erzählt wird und wo wir einerseits natürlich aufgefordert sind, uns auch dazu zu positionieren. Aber ich glaube, dadurch könnten wir noch mal ganz andere Erzählungen einbringen. Eben, was sind die Produktionsbedingungen, die Arbeitsbedingungen, die Ausbeutungsmechanismen, aber eher aus einer gewissen historischen Perspektive. Rechnersysteme sind eben nicht erst in den 80er-Jahren entwickelt worden, das hat ja eine ganz lange Kontinuität und ich glaube, da könnte man noch mal ganz anders kritisch ansetzen und dem auch was entgegensetzen. Aber vielen Dank für das Panel.

Anne Dippel: Das ist noch mal ein ganz wichtiger Punkt. Also Kontinuität und Bruch, das Dauerthema und auch das Besondere an unserer Fachgesellschaft, weil wir eben sowohl den historischen Wandel als auch das Jetzt in den Blick nehmen.

Urmila Goel: Ich habe mir auch, als ich mich vorbereitet habe, überlegt, ich mache jetzt so eine Brucherzählung, und eigentlich habe ich das immer nicht gewollt, weil ich immer dachte, das Digitale, das sind ja eigentlich nur Instrumente, mit denen was anders wird. Also ich glaube, wir müssen Migration anders angucken. Aber was zum Beispiel gleich bleibt, ist Rassismus. Also der Rassismus bleibt gleich, und es bleibt gleich, dass Ausbeutung von Arbeitskräften transnational organisiert wird, usw. Aber gleichzeitig haben die Migrant*innen jetzt tatsächlich andere Möglichkeiten, können anders darauf reagieren. Deswegen zu gucken, was ist die Kontinuität und was ist die Veränderung? Also das Digitale macht nicht alles neu und schon gar nicht alles schön, aber auch nicht alles schlimm. Aber es verändert die Handlungsmöglichkeiten von verschiedenen Akteur*innen.

Martina Klausner: Es geht ja nicht um entweder oder. Es muss ja beides betrachtet werden.

Urmila Goel: Ja, genau.

Anne Dippel: Ich würde gerne ein Cold-Calling an Timo Heimerdinger machen und fragen, inwiefern er denkt, wenn man drauf blickt, ob wir hier einen Epochenwandel

haben. Also deine Meinung würde mich dazu sehr interessieren. Aber erstmal Christoph.

Christoph Bareither: Oder zuerst Timo.

Timo Heimerdinger: Ich nutze die Zeit, um noch mal nachzudenken.

Anne Dippel: Er muss lange reden.

Christoph Bareither: Also, ich will nur die Transformation ein bisschen retten, denn ich glaube, wir müssen zu ihr was sagen. Also natürlich müssen wir den großen Umbruchserzählungen kritisch gegenüberstehen, und es ist auch immer wichtig, Begriffe wie KI zu kritisieren und die Kontinuitäten zu betonen. Aber ich denke, im öffentlichen Diskurs wird eine starke Transformation wahrgenommen. Und bis zu einem gewissen Grad stimmt das natürlich auch, dass sich graduell Qualitäten von Technologien weiterentwickeln. Natürlich ist mit sogenannter KI nicht alles neu, aber ich glaube, wenn wir gesellschaftspolitisch mitreden wollen, ist es wirklich nötig, Transformationen zu adressieren, um kritische Reflexionspunkte setzen zu können. Also ich stimme völlig zu, dass pauschale Aussagen wie „jetzt verändert sich alles und KI überrollt uns jetzt und alles ist ganz neu usw.“ problematisch sind. Aber ich glaube, dass gerade unser Fach zur Debatte um Transformationen im Kontext von KI etwas beitragen kann mit der Fähigkeit genau hinzusehen und zu diskutieren, worin jetzt die Veränderungen bestehen. Das nur um noch mal so ein bisschen eine Lanze für die Transformation zu brechen. Und jetzt Timo.

Timo Heimerdinger: Okay, danke Anne für diesen zugespielten Ball. Ich kann nicht viel Substanzielles dazu sagen, aber das, was Christoph jetzt gerade sagt: die Differenzierung in sozialer und situativer Hinsicht einzufordern, sowohl was Kontinuitäten als auch was Veränderungen angeht, also sich nicht in eine Globalerzählung des „Alles wird anders“ oder „alter Wein in neuen Schläuchen“ oder so zu flüchten, sondern immer wieder die Differenzierung im Detail einzumahnen, das ist, glaube ich, etwas, was unserem Fach sehr zu eigen ist, das genaue Hinschauen im Detail. Und das ist vielleicht ein empirischer Stil, den wir an ganz vielen Feldern eingeübt haben und den wir auch in diesem Feld brauchen. Und das unterscheidet uns vielleicht auch von diesen soziologischen Großerzählungen, die dann eben unter einem einzigen Begriff Dinge fassen wollen. Da sind wir anders strukturiert in unserer Argumentation, und ich glaube, das ist in diesem Fall gut.

Christoph Bareither: Es hat übrigens auch was, um kurz anzuschließen, wenn ich darf, mit dem Begriff Alltag zu tun, fällt mir gerade ein. Eine Großerzählung in diesen Hypes ist ja immer wieder, wenn man die Schlagzeilen dazu liest, da findet man ziemlich sicher die Überschrift „KI verändert den Alltag“, sozusagen diese Generalisierung. Und ich glaube, dass diese differenziertere Perspektive auf Alltäglichkeiten

diesen pauschalen Urteilen etwas entgegenhalten kann, indem sie sehr situative Veränderungen beobachtet und genauer hinschaut.

Ina Dietzsch: Ich finde auch dieses Spannungsfeld zwischen Veränderung und Kontinuität interessant, das beschäftigt uns ja, also mich jedenfalls, seit meiner Transformationsforschung in den 1990er-Jahren. Es ist auch irgendwie klassisches volkskundliches Thema von Stabilität und Wandel usw. Und ich finde, das ist gerade interessant, dass wir wieder dort ankommen. Was mir noch wichtig wäre, wäre auch, dass es ja nicht nur so eine Ideologie ist „es verändert alles“ (wie es z. B. in Begriffen wie „disruptiv“ deutlich wird), sondern die Ideologie ist ja eigentlich, dass sich etwas verbessert, was schon da ist, und sich eben nichts verändert. Ich glaube, dass wir sehr aufpassen müssen, nicht in die Falle zu tappen, dass wir am Ende doch wieder dazu verleitet werden zu glauben, dass digitale Technologie eigentlich nichts wirklich macht, sondern nur unser Leben verbessert. Dieses Versprechen ist ja eigentlich eine Anknüpfung an all das, was wir schon haben, und „nur“ zu verbessern, was jetzt noch nicht so klappt. Das ist ja eine große Erzählung, mit der auch diese starke Überzeugungskraft generiert wird. Und das verdeckt eben, wie ich finde, dass es um ontologische Brüche geht. Und die gehen richtig ans Eingemachte. Das war mir wichtig, das noch mal zu sagen, dass das eigentlich das ist, worauf wir hinweisen müssen. Das ist richtig harte Arbeit, weil es unangenehm ist. Aber ich glaube, hier müssen wir weitermachen und noch einmal fragen, wie wird überhaupt wirksam, was wir an Wissen produzieren, und in welcher Weise wird es wirksam? Wie können wir es wirksam machen?

Gertraud Koch: Danke Ina, für die ontologischen Brüche, ich glaube da müssen wir weitermachen, auch die Erzählung, was wir beitragen können, ist, also, klar, wir können was beitragen, wir können die große Erzählung kritisieren, aber wen interessiert es denn eigentlich? Da müssen wir noch mal fragen, was wir an Wissen produzieren und in welcher Weise werden wir auch wirksam. Wie können wir Wissen selber auch wirksam machen? Ich habe ja viel mit KI-Leuten bei uns zu tun und ich kann sagen, die würden die Entwicklung gerne auch anders gestalten. Also, es ist ja nicht so, dass die sagen, das ist super, wo wir uns gerade hinbewegen. Aber wo ist denn eigentlich der Ansatzpunkt, wo ist der Hebel? Wir sind gut im Kritisieren, im Dekonstruieren, aber wir können überhaupt nicht eine Sprache finden, mit der wir Ansatzpunkte bieten, an die KI-Leute, die Informatiker*innen, anknüpfen können. Und ich glaube, uns fehlt an vielen Stellen auch das Bild davon, wie das gehen kann. Libuše hat das auch super angesprochen, dass wir eben so wie „die alten Ethnologen“ über Kulturen geforscht haben und diese dann kannten, ohne dabei direkt „Going Native“ zu gehen, ist das glaube ich auch mit der Informatik – die ist ja inzwischen auch ein riesen Wissensgebiet – nötig, um dialogfähig zu werden, um zu verstehen, wo man ansetzen kann, um sich aber auch nicht nur auf die Informatik zu beschränken, weil wir wissen, es sind sozio-technische Systeme, und die Informatiker*innen können nicht

alles gestalten, dann kommt die Ökonomie, dann kommen die Endnutzer*innen usw. Also die Komplexität der Bilder, die wir in unseren Forschungen zeichnen, die muss größer werden, die muss viel dichter ran an das, was in den Arbeitsprozessen passiert und wie wird es eigentlich konkret.

Katrin Amelang: Ich wollte jetzt noch mal eher an Libuše Punkt anknüpfen, weil sie hat da ja auch die Diskussion reingebracht, wie viel Grundwissen brauchen wir für diese Felder? Da geht es nicht nur um Verstehen, sondern auch um Mitgestalten. Was heißt kollaborieren? Ich fand das interessant, weil mich hat der Beitrag ein bisschen erinnert an Diskussionen, die es in den Science and Technology Studies ja auch lange bei den Naturwissenschaften gab oder gibt. Wie viel muss ich jetzt sozusagen in das Andere gehen, und ich finde, auch das ist ein Knackpunkt. In der Informatik zum Beispiel, die Informatik ist ja auch sehr breit, ne. Und auch da gibt es ja Bereiche, die sich mit partizipativem Design und mit Schnittfeldern beschäftigen, wo wir eher andocken können, wo es durchaus ja auch darum geht, wie lässt sich das Soziale anders rein gestalten? Wie geht inklusive Digitalisierung? Also von daher gibt es da Bereiche, und gleichzeitig ist es durchaus ein Spagat. Wir brauchen da mehr Grundwissen und das umfasst für mich auch Begriffe, also dass man selber nicht, wenn wir Erzählungen machen, dass wir nicht diese Hype-Begriffe nutzen, und da taugt manchmal so ein kleiner Informatikgrundkurs ganz gut. KI wird da ja eher für Anträge und Geld verwendet, also wenn sie den Begriff benutzen, dann geht es eher ums Funding und großes Geld. Und ich finde schon, dass das ein Spagat ist. Aber vielleicht müssen wir auch noch mal rauskriegen, wo sind die lohnenden Bereiche. Und das fand ich beim Beitrag von Libuše einfach mal ganz gut. Ein Mix aus Grundwissen und Kollaboration.

Anne Dippel: Ja, in der Medienwissenschaft hat Friedrich Kittler vorgeschlagen, dass wir alle Festplatten löten können müssen. Und interessanterweise gibt es da jetzt gerade wirklich den Schritt weg von der Medienarchäologie dann doch hin zu unseren ethnografischen Methodologien und Methoden, um an das Ontologische heranzukommen. Lina, du hattest dich dazu gemeldet.

Lina Franken: Ja, einer meiner Punkte ist tatsächlich auch, an Libuše Vepřeks Perspektive noch mal anzuknüpfen, weil sie dafür plädiert hat, dass wir genau verstehen müssen, was da eigentlich passiert. Und vielleicht noch viel präziser hinschauen müssen, als zu sagen: „da ist human-in-the-loop in der Sache“, sondern zu prüfen, wer da eigentlich was produziert, wo Handlungsmächte wirksam sind und wie diese verteilt sind. Das knüpft auch an das an, was Sarah Thanner gesagt hat: Nicht nur die Praxen, sondern auch die gouvernementalen Settings, die da wirksam sind, sind, glaube ich, ganz bedeutsam, die wir natürlich in gewissen Dimensionen wirklich nur verstehen können, wenn wir uns ein gewisses *computational thinking* aneignen. Ob wir dafür jetzt Informatik studieren oder nicht, sei dahingestellt. Aber um zu ver-

stehen, was da passiert, brauchen wir mehr als ein grobes Verständnis. Da würde ich Libuše sehr stark zustimmen.

Was ich auch sehr spannend finde, ist, dass Methodenexporte unserer Methoden durchaus stattfinden. Zum Beispiel in der Softwareentwicklung werden durchaus ethnografische Methoden verwendet. Da werden nicht nur qualitative Interviews geführt, sondern da wird auch beobachtet und protokolliert. Das finde ich sehr spannend, wie unsere Expertise in ganz spezifischen Settings auf einmal, ja man könnte schon sagen, geräubert wird, denn da wird nicht wirklich auf uns Bezug genommen und da werden auch oft nicht unsere Leute, die gelernt haben, die Methoden einzusetzen, dafür bezahlt, sondern da wird das dann mal eben noch mitgemacht. In der Softwareentwicklung gibt es also (neben den diskutierten Punkten) auch ein eigenes methodologisches Setting, was tatsächlich aus unseren Methoden kommt.

Was mir aber in der Diskussion noch ein bisschen fehlt, und das ist mein dritter Punkt, ist, dass vielleicht nicht nur alles besser oder erleichtert wird, sondern es bestehen ja auch ganz viele Unsicherheiten und Ängste in Alltags, die digital durchdrungen sind. Wenn wir noch mal schauen, was macht das eigentlich mit Menschen? Was bedeutet das in deren Alltags? Weil die Frage „Wo gehen meine Daten hin?“ stellen sich viele Menschen nicht. Die Frage „Wie werde ich hier durch Algorithmen gelenkt oder nicht?“. Was machen die Menschen da eigentlich? Ich glaube, da bräuchten wir noch mal ein genaueres Hinschauen.

Anne Dippel: Auf diese grundlegenden Emotionen kommen wir gleich noch mal zurück. Sarah hatte noch einen Kommentar und womöglich Überlegungen aus dem Ontologischen dazu, das sich aus diesen gouvernementalen Settings heraus ergibt.

Sarah Thanner: Danke, ja, ich wollte eigentlich kurz noch mal zurückkommen darauf, dass ich mich auch sehr dagegen aussprechen würde, einer linearen Transformationserzählung zu folgen, und eben auch zustimmen, dass wir viel genauer hinsehen müssen. Ich selbst habe ja vorhin den Begriff der Bewegung gespielt, der zwar natürlich gerade die Transformativität in den Fokus rückt, aber dazu gehört ja auch, das Nicht-Bewegen als Bewegung zu fassen und eben genau auch diese Kontinuitäten, die dann entstehen, also wenn ein Loop eben immer wieder zurückschnellt sozusagen, zu betrachten. Und eben nicht in eine lineare Erzählung zu verfallen. Und das bindet vielleicht auch noch ein bisschen zu dem zurück, dass wir jetzt ja auch über die Kontexte gesprochen haben, in denen wir da drankommen. Insofern würde auch ich mich sehr für das, was Libuše gesagt hat, aussprechen, dass wir einfach Wissen über diese Prozesse brauchen. In meinem Fall war es jetzt so, dass ich nicht Informatik studiert hatte und versucht habe, über dreieinhalb Jahre hinweg in einem BMBF-Projekt irgendwie zu verstehen und mich auch einzubringen, was seine Herausforderungen hatte. In diesem Zusammenhang sind dann eben auch nicht zuletzt die Förderlogiken, vor deren Hintergrund solche Kollaborationen un-

ternommen werden, in meinen Blick geraten und eben die Frage, wie wir überhaupt Gestaltungsräume gestalten sozusagen und wie sich die Begegnungen mit diesen Kontexten überhaupt entfalten können – um das nur kurz anzureißen.

Anne Dippel: Das ist auch noch mal ein sehr wichtiger Hinweis, nämlich die grundlegende Frage, ob sich dieses Denken des Linearen in digitalen Medien forträgt oder nicht. Das ist auch was, was bei, ich muss hier noch mal auf Deleuze und Guattari und eine politische Theorie nach Deleuze kommen, weil im Zeitbild, im Kino-Band geht es darum, dass eben der analoge Film einen Schnitt in der Zeit herstellt. Und das, worauf Sarah in ihrer Feldforschung ja gestoßen ist, zeigt, dass sich diese linearen Schnitte gar nicht mehr ereignen, sondern dass sie tatsächlich in Diskretisierungsschleifen gelaufen sind und vielleicht eben noch mal ganz andere Formen der Zeitlichkeit im Alltag auf der ontologischen Ebene begegnen.

Eberhard Wolff: Also zur Frage „Was können wir tun? Was sollten wir tun?“ was ernst Gemeintes: Ich liebe die Spaßguerilla, und meine Frage geht dahin, ob zum Thema KI schon sozusagen subversive analytische Herangehensweisen, Subversion sozusagen, ironische Subversion als Erkenntnisinstrument einsetzen. Ich habe mir überlegt, wenn ich jetzt ein Seminar machen wollte, ich würde mit Studierenden gerne einfach mal ausprobieren und genau das, was jetzt besprochen worden ist, auch zu reproduzieren. Ich habe es einmal versucht und habe gemerkt, das ist so lächerlich. Also mit KI zu arbeiten – erst einmal muss ich zugestehen, das ist so lächerlich, was rausgekommen ist, das wäre sozusagen die Rücknahme des großen Bruches. Aber ich könnte mir vorstellen, es gibt noch viele, viele mehr. Es gab zu der Website *chefkoch.de* ja vor ein paar Jahren mal ein Buch, das hieß *worst of Chefkoch*. Das hat einfach von der Website *chefkoch.de* die schlechtesten Rezepte zusammengekommen und hat damit sozusagen der Website den Spiegel vorgehalten. Das war kein wissenschaftliches Projekt, aber es war doch ein Erkenntnisinstrument. Also gibt es so Subversionen und konkrete Aneignungen?

Anne Dippel: Das ist auf jeden Fall ein guter und witziger Umgang damit. Es erinnert mich, dass es auch mal die 20 schlechtesten Eurovision-Song-Contest-CDs gab. Und klar, also der KI einen Bären aufbinden, das ist sicherlich . . .

Eberhard Wolff: . . . ein politisches Instrument.

Anne Dippel: Ja, warum nicht? Das ist ein Turing-Test.

Gertraud Koch: Nur zur Subversion, Marc Uwe Kling (2017), *Qualityland*. Das, glaube ich, erzählt alles, was an subversivem Potenzial im Moment zur Verfügung steht.

Christoph Bareither: Ich wollte eigentlich noch auf den anderen Punkt eingehen, wenn ich darf, weil ich wollte noch mal zurückkommen zu dieser Debatte, wie viele

informatische Grundkenntnisse wir reinbringen und welche nötig sind. Ich stimme da völlig zu. Die Debatte ist auch nicht so ganz neu für die Digitale Anthropologie. Ich glaube, auf der ersten Tagung 2011/12 wurden diese Fragen auch schon diskutiert, und eigentlich stimmen wir überein. Also du, Lina Franken, hast so schön gesagt: Ob man jetzt Informatik studiert haben muss, das sei jetzt mal dahingestellt. Ich würde sagen: Selbstverständlich brauchen wir die Kompetenzen der Informatik. Aber ich wollte nur auch daran erinnern, dass meistens so herum gedacht wird, dass die Anthropolog*in oder Sozialwissenschaftler*in die Informatikkenntnisse erlangen muss, und nicht umgekehrt. Wir reproduzieren sozusagen auch akademische Hierarchien und Machtverhältnisse, indem wir die Vorstellung reproduzieren, dass die Informatiker*innen „die richtige Wissenschaft“ machen. Und inzwischen sitzen wir ja häufig bei den Informatiker*innen auf den Tagungen mit dabei, aber die nicht so oft bei uns, würde ich behaupten. Dabei wäre das vielleicht ganz hilfreich. Was ich sagen will, ist, wir müssten auch in diesem interdisziplinären Diskurs mit einem gewissen Selbstbewusstsein auftreten. Nicht nur, dass wir uns informatische Grundkenntnisse aneignen, sondern dass auch sozialwissenschaftliche, anthropologische Grundkenntnisse und Methoden wirklich wichtig für die Informatik sein können, ja sein müssten.

Gertraud Koch: Ich glaube, da gibt es schon eine ganz große Fachcommunity in der Human-Computer-Interaction (HCI). In dem Bereich ist das schon sehr, sehr prominent.

Estrid Sørensen: Nur ein Satz direkt dazu: Ich glaube, da ist die Ko-Laboration unglaublich wichtig. Es ist nicht lange her, dass ich mit einem Software-Engineer gesprochen habe, der gemeint hatte: „Ja, ja, wir gehen doch raus und sprechen mit den Leuten und kriegen Domain Knowledge und das modellieren wir dann. Natürlich beachten wir auch den Kontext“. Es ist m. E. absurd, dass die versuchen, sozialwissenschaftliche Arbeit zu leisten, und wir versuchen, als Informatiker*innen zu agieren. Viel wichtiger ist, dass wir lernen, zusammen zu agieren, und die Expertisen, die wir besitzen, einzusetzen und verbinden.

Lina Franken: Direkt dazu: wenn wir in die Digital Humanities gucken, haben wir sogar umgekehrt das Phänomen, dass Geistes- und Sozialwissenschaftler*innen programmieren und dabei die kritische Reflexion vergessen. Wenn ich mich erinnere, was ich Anfang des Jahres in der AG Theorie des Digital-Humanities-Verbandes zu Algorithmen und theoretischen Konzepten zu Algorithmen gehört habe, da ist es mir kalt den Rücken runtergelaufen, weil da für uns zentrale Theoriekonzepte überhaupt nicht rezipiert werden. Man könnte auch sagen, da geht das theoretische Reflektieren teilweise verloren, obwohl es eigentlich Geisteswissenschaftler*innen sind.

Ina Dietzsch: Ich würde das gerne noch mal auf eine theoretische Ebene heben und noch mal auf den Begriff der Anthropologie kommen. Ich finde, da haben wir

auch eine Verantwortung in der Technik-Anthropologie bzw. auch in der historischen Technikanthropologie, vergleichend zu schauen, welche Menschenbilder dort unterwegs sind. Was ich beobachte, ist, dass man sich in Kollaborationen intuitiv schnell darauf einigt, dass man eigentlich unzulässig Dinge als menschlich verallgemeinert. Also so reagieren Menschen, so machen sie das, und das ist natürlich auch ganz leicht. Wenn z. B. Informatiker*innen das Gefühl haben, sie verstehen eine Situation, dann verstehen sie diese oft als Alltagsmenschen. Und da sind wir wieder beim Alltag und übertragen oder generalisieren Menschliches und versuchen dann Lösungen anzupassen. Ich denke, dass wir auch dazu beitragen können, viel differenzierter auf solche impliziten Menschenbilder zu schauen.

Katrin Amelang: Genau. Ich wollte nur daran erinnern, dass es mir nicht darum geht zu sagen, wir brauchen ein bisschen Grundwissen, damit wir mit den Leuten reden können, sondern ich finde das auch Teil von Ethnografie. Genauso wie ich in einem anderen Land oder in Forschungen wie in der Transplantationsmedizin halt auch eine Zeit lang Expertin werden musste, ein Stück weit, um auch die Logiken zu verstehen, als Teil von unserer Forschung. Ich finde schon, wir können mit dem auftreten, was wir haben, gerade mit der Alltagsperspektive inklusive unterschiedlicher Sichtweisen, Perspektiven. Also es geht nicht darum zu sagen, ich brauche Grundwissen der Informatik und dann mache ich mich klein. Ich finde, das ist einfach Teil von Feldforschung. Wenn ich mich in dem Feld bewege, brauche ich ein bisschen diese Sprachkenntnisse. Ansonsten wollte ich zurückkommen zu Eberhards Frage, die ich berechtigt finde und jetzt die ganze Zeit drüber nachgedacht habe. Also mir fallen viel mehr Sachen ein mit Daten – an der Schnittstelle Daten, Aktivismus, Kunst, also z. B. einfach Daten anders zu erzählen. Da fallen mir viel mehr Beispiele ein zur subversiven Aneignung. Auch beim Datenaktivismus geht es eher darum, wie kriegen wir z. B. andere Visualisierungen von Daten hin. Wie können wir Daten noch mal anders erzählen oder auch andere Zugänge und Tools zu Daten bereitstellen? Aber ich nehme die Frage zur ironisch-subversiven Analyse und Aneignung von KI gerne mit.

Anne Dippel: Foppt die KI, wäre das Stichwort. Und auch noch mal diese grundlegende Frage, inwieweit sich die anthropologischen Weltbilder verwandeln, ein informatisches Menschenbild sich einbringt. Aber Martina Klausner und Maren Heibges haben auch noch mal Beiträge, die auf die ein oder andere Art und Weise neue Perspektiven einbringen werden.

Martina Klausner: Versprich nicht zu viel, Anne. Ich würde gerne noch mal auf diese Frage der Kooperation zurückkommen und ich vermute, da wirst du auch noch mal drauf zurückkommen. Okay gut, weil ich finde es wichtig zu fragen, wie können wir Wissen über Alltag oder empirisches Wissen in solche Kollaborationen mit reinbringen. Aber aus jahrelanger Erfahrung bin ich es auch müde, immer die Empirikerin zu

sein, die sozusagen reinbringt, was denken und tun denn die Menschen. Ich finde es total wichtig, dass wir auch unsere theoretischen Kompetenzen ernst nehmen. Und da sehen wir schon massive Unterschiede. Also Sozialität wird in der Informatik als regelhaft und geordnet verstanden. Auch damit die Modellierung funktioniert. Aus unserer Sicht ist Sozialität grundlegend kontingent, und da sehe ich große Unterschiede. Damit komme ich noch einmal auf die Frage der Kontinuität zurück. Auch in der Wissensproduktion finde ich es sehr entscheidend, das auch nachzuvollziehen. Da reicht es nicht, ein bisschen mehr Alltagswissen in die Informatik hineinzutragen, sondern auch noch mal eine grundlegende kritische Perspektive zu vertreten, wie Welt komplett anders gesehen wird und theoretisiert wird.

Maren Heibges: Danke! Ich glaube, das schließt ganz gut an, weil ich noch mal eine Lanze für die Ethnografie brechen will. Aber erstmal noch danke für dieses tolle Panel. Ich finde das wirklich sehr spannend und fand all eure Perspektiven sehr gut und deine Moderation, Anne, auch sehr beeindruckend. Ich würde aber gerne ein bisschen Gegenrede leisten zu der Idee, dass da was Räuberisches passiert, wenn Leute in der HCI Ethnografie machen. Das sage ich unter anderem vor dem Hintergrund, als dass ich in einem Institut arbeite, wo das passiert, ohne dass ich das spezifisch mache, aber wo viele Leute sind, die Usability-Forschung, HCI und dieses CSCW (Computer Supported Collaborative Work) machen, also sich darauf beziehen. Und, erstens mal würde ich sagen, dass es da eine ungebrochene Linie gibt, wo sich auf Lucy Suchman (2007) bezogen wird, und ich nicht den Eindruck habe, dass da sozusagen irgendwie Abstriche gemacht werden von einem Standard, den wir auch hochhalten. Und zweitens habe ich den Eindruck, dass das eigentlich ein Einfallstor im positiven Sinne ist. Diese Offenheit, die dort existiert für qualitative Methoden, dass das ein Einfallstor dafür ist, dass unsere Perspektiven und fachlichen Interessen und methodologischen Interessen auch Menschen erreichen, die davon vielleicht noch nicht gehört haben. In der Lehre zum Beispiel erlebe ich das ganz viel, dass es ein unheimliches Interesse von Ingenieur*innen und Psycholog*innen an Ethnografie gibt und dass das auch eine Möglichkeit ist, noch mal weiterführend über interpretative Sichtweisen auf die Welt zu reden. Und dass ich tatsächlich auch den Eindruck habe, es gibt viele Leute, zum Beispiel gerade eine neue Professorin hier an der TU Dortmund [Prof. Frauke Mörike], die voll ausgebildet sind in ethnografischen Methoden, die jetzt eben interdisziplinär in der Technologiegestaltung arbeiten, und dass ich das eher für eine Chance halte als für eine Gefahr.

Anne Dippel: Ja, das bringt mir auch noch mal, weil ich hier gerade in der Reihe stehe und auf die Kolleg*innen vom *Fachinformationsdienst Sozial- und Kulturanthropologie* blicke und damit diese unglaubliche Verwandlung assoziiere, die diese infrastrukturellen, zunächst dem Anschein nach allein der Infrastruktur und ganz klassisch bibliothekswissenschaftlich nach Logiken funktionieren und sich auf ein-

mal da Neues auftut. Denn diese Arbeit führt ins Herz der Frage, wie wir heute Wissen herstellen, wie wir über unsere Daten nachdenken, wie wir Ethnografie betreiben. So tun sich da noch mal ganz andere interdisziplinäre Schnittstellen auf. Insofern wäre meine Frage an Sabine oder Matthias – ich habe euch ja in München [auf der Jahrestagung der Deutschen Gesellschaft für Sozial- und Kulturanthropologie 2023] dazu gesprochen – vielleicht noch mal – ich fand das sehr eingängig, diese Bilder, die du, Matthias, gemacht hast – zu zeigen, was passiert, wenn wir unsere Daten ins Digitale führen, dass sich da eben eine grundlegende Veränderung zeigt. Du hattest einmal gezeigt, dass die Öffentlichkeit noch mal eine ganz andere ist. Also Bilder aus den 20er-, 30er-Jahren, die dann auf einmal umgedeutet und aus dem Kontext herausgerissen werden und auf der anderen Seite Sabine und ihre Arbeiten zu *Traditional Knowledge* (TK) Labeln für Indigenous Communities – also ihr müsst jetzt nichts sagen. Es war beeindruckend im Hinblick auf die Frage, wem gehören diese Daten und wie machen wir das sichtbar? Und welche Rolle hat die Infrastruktur?

Matthias Harbeck: Ich möchte vielleicht nur ganz kurz anreißen, weil wir uns stark mit Digitalisierung und mit Datenarchivierung und Nachnutzung von Daten beschäftigen. Das Beispiel Digitalisierung und künstliche Intelligenz und *ChatGPT* ganz konkret: *ChatGPT* ist ein Large Language Learning Model, das heißt, es basiert auf Sprachkorpora, die da hinein gefüttert werden, die statistisch ausgewertet werden. Und dieses Modell kann nur das ausspucken, womit es gefüttert worden ist letzten Endes. Aber das, was sozusagen an freien Texten im Netz zur Verfügung steht, prägt das, was wir an Antworten rauskriegen können. Das ist für uns sozusagen eine Verantwortung beim Digitalisieren zu überlegen, wollen wir dieses Material da rein kriegen? Und auf der anderen Seite ist es für uns aber auch im Bereich Open Access der Ansporn: Diese qualitativ hochwertigen, modernen Forschungsansätze müssten möglichst da [in die KI bzw. *ChatGPT* et al.] reinkommen, damit sich das Bild relativiert, was die Maschine wieder ausspucken kann. Also von beiden Seiten, würde man sagen, welche Verantwortung haben wir eigentlich für das, was wir da erzeugen und wie frei wir das zur Verfügung stellen und die Frage ins Netz stellen. Und da sind dann eben die Berührungspunkte zwischen der bibliothekarischen Infrastruktur-Welt, die diese Angebote machen soll und machen möchte, aber die gleichzeitig mit den Forschenden im Austausch darüber sein muss: Was braucht Ihr eigentlich? Was wollen wir eigentlich? Welche Verantwortung haben wir eigentlich? Wie wollen wir der Welt da eigentlich ethnologisches Wissen nahebringen und anbieten? Ohne in eine Zensur-Praxis reinzukommen.

Sabine Imeri: Wenn du jetzt schon sowas wie Open Science mit ansprichst, sind wir ja eigentlich mit Blick auf die Archivierung unserer eigenen Materialien und Forschungsdaten auf einem anderen Weg, weil wir Zugangshürden einbauen. Also es geht gerade nicht darum, einfach alles irgendwohin zu geben, sondern zu einem

gewissen Teil auch Kontrolle zu behalten. Wie gut das funktioniert, das wird man natürlich erst dann sehen können, wenn diese Dinge auch benutzt werden, die wir jetzt in digitale Archive stecken.

Martina Röthl: Genau, wenn ich noch kurz ergänzen darf: Es geht natürlich auch um diese Frage, wie lassen sich dann eben Besonderheiten oder Spezifika ethnografischer Praxis auch in Infrastruktur oder Prozesse übersetzen? Und da geht es natürlich auch um die Frage noch mal der Eigenlogik von Infrastrukturen, aber ja, auch um die Verflechtungen. Wer nutzt Infrastruktur, wer oder welche Akteur*innen tauchen in diesen Prozessen wortlos auf? Und auch welche Kollaborationsformen sind nötig oder möglich? Und ich würde sagen, gerade in der Kollaboration mit Informatiker*innen sind es vielleicht nicht nur diese Ebenen der Sprache oder der Sprachschwierigkeiten, sondern eben auch der Praktiken oder Verständnisse von Infrastruktur, wo sich ja dann wiederum auch Schwierigkeiten oder Hürden sozusagen zeigen.

Anne Dippel: Ja, vielen Dank. Ich finde das noch mal ganz wichtige Plädoyers auch dafür, einerseits, wie alle auch in den Inputs dazu schon gesprochen haben, dass es wichtig ist, informatisches Wissen zu haben, aber auf der anderen Seite auch zu stärken, dass das Wissen, das wir haben, also dieses Wissen der Ethnografie, etwas ist, was in der Zeit liegt und was man auch über die Zeit hinweg nur erlernen kann. Und mir fällt das immer wieder auf: Das, was unser Fach ausmacht, ist in dem Klassiker der Befremdung des Eigenen noch mal ganz gut gefasst. Also diese Selbstreflexion, die wirklich erlaubt, empathisch gegenüber all dem aufzutreten, auch den eigenen inneren und äußeren Abgründen begegnen zu können. Ich glaube, das ist einer der ganz wichtigen Punkte, die für uns im Zentrum stehen, wenn wir darüber diskutieren, was geöffnet wird und geteilt werden soll und was geschlossen und verschlossen werden muss und bleiben muss, weil wir eben an allen Ecken und Enden sehen, dass und wie eben Daten unsere Welt und unsere Öffentlichkeit, unser politisches Miteinander fundamental beeinflussen und verwandeln.

Christine Hämmerling: Vielen Dank auch von mir für das Panel. Ich bin Christine Hämmerling aus Zürich. Es wurde schon ganz vieles so Wichtiges gesagt, dass ich dachte, jetzt darf ich auch noch was sagen, das ich selber für nicht so wichtig halte, aber was ich nicht vergessen will, und zwar, dass die Leute, die als Alltagsmenschen mit den verschiedenen digitalen Welten umgehen, sich ihre eigenen Sinnwelten dazu ausbauen. Und ich denke, dass es auch in unserer Verantwortung liegt, die mit zu untersuchen. Das sind teilweise Dinge, die in irgendwelchen, teilweise auch monetär relevanten Produkten populärer Unterhaltung und Vergnügung ihren Ausdruck finden, teilweise aber auch in Alltagsängsten. Ich selber kam dazu, weil ich mich mit dem Thema „Handyfrei“, also der Idee beschäftigt habe, wie Lehrer*innen und Erzieher*innen darüber nachdenken, dass das doch besser wäre, wenn die Schüler*innen

nicht so viel Smartphone-Umgang hätten. Oder auch Leute, die sich darüber Gedanken machen, ob sie sich nicht lieber mehr von Algorithmen freimachen wollen. Das sind Subjektivierungsfragen, die da verhandelt werden, aber auch allgemeinere Fragen darüber, wie „wir“ „natürlicher“ in der Welt sein wollen. Darunter finden sich teilweise problematische Zugänge. Die werden ja von Timo Heimerdinger über die Verzicht-Thematik (Tagung im November 2023: Tun und Lassen) mit angesprochen und von anderen auch mit behandelt. Ich denke nicht, dass wir da als Fach gar nichts machen. Ich denke nur, dass diese Perspektive jetzt in der Diskussion noch nicht so drin war: auf die Sinnwelten, die sich Leute machen, die im Alltag damit umgehen, dass sie wissen, sie leben im Digitalen.

Estrid Sørensen: Ja, auch von mir vielen herzlichen Dank. Die Diskussion ist wirklich großartig. Die heutigen Beiträge haben immer wieder – und notwendigerweise – auch auf Infrastrukturen verwiesen, wenig jedoch explizit verhandelt. Es ist m. E. wichtig, auch Infrastrukturen in den Fokus der Forschung zu stellen. Es hat eine große Bedeutung, wie eine Datenbank aufgebaut ist, welche Daten miteinander verbunden werden können, ob ein soziales Netzwerk wie eine Plattform aufgebaut ist – wie wir letztes Jahr z. B. diskutiert haben, als ganz viele Leute zu *Mastodon* migriert sind. Diese Aspekte sind unglaublich wichtig. Dann kommen wir – genau wie Katrin auch gemeint hat – darauf zu sprechen, was an Arbeit, Metallen und Energie dahintersteckt, was auch zur ökologischen Katastrophe beiträgt. Allein die Entscheidung, wie Infrastrukturen aussehen sollen, wo Netze, wo Glasfaserkabel gezogen werden und so weiter, sind unglaublich wichtige Aspekte, die auch Alltage und Leben maßgeblich prägen, Unterschiede herstellen und soziale Praktiken prägen.

Anne Dippel: Ja, das ist ein wichtiger Punkt. In Schweden sind, glaube ich, 80 Prozent des Internets Glasfaser, in Deutschland sind es 10 Prozent. Also auch so viel dazu, dass wir uns wirklich in einer Zeit der Transformation befinden, und wenn man auf die Infrastrukturen blickt, man sich wirklich an jeder Ecke fragen muss, wie und was das für nachhaltige Veränderungen in unserer Gesellschaft mit sich bringen wird. Das große Versprechen, Lithium im Erzgebirge ist jetzt gefunden. Wieder ein Versprechen der Transformation. Und wir wissen aber, da werden Deep-Sea-Mining-Technologien eingesetzt. Da ist die Idee, dass nun Arbeitsplätze dorthin kommen – ein großes patriotisches Dorf. Wir kommen zum Schluss, und ich gebe an Gertraud, die noch mal sich direkt auf etwas beziehen möchte, in der Diskussion, die jetzt sehr reichhaltig war, und freue mich zu hören.

Gertraud Koch: Ja, ich würde gerne noch auf Marens Beitrag eingehen, weil ich das einen sehr wichtigen Punkt finde, dass Ethnografie eben auch in die Informatik hineinwandert und das auch positiv zu sehen ist, dass eben diese Auseinandersetzung mit dem Alltag, mit den Nutzenden usw. stattfindet. Da würde ich ihr auf der Ebene zustimmen,

ich arbeite auch gern mit den Leuten zusammen. Aber am Ende des Tages geht es darum, Kontext zu modellieren und damit strukturellen Zugang zu dem zu entwickeln, was wir immer wieder von Neuem anschauen, nämlich wie sich soziale Zusammenhänge konstituieren. Und die Informatik sucht nach Modellen, die in Systeme modelliert werden und die dann eben gesetzt sind. Und natürlich ist es wünschenswert, dass das möglichst komplex abgebildet wird in den Programmen. Aber wir wissen auch, dass die Informatik das nicht immer wieder neu macht, sondern dass da eine Struktur ist, auf der aufgesetzt wird. Weil es ja auch fürchterlich aufwendig ist, das als Software zu bauen, und erst wenn es skaliert, ist es in der Informatik auch was wert. Sobald diese Verwertungslogiken in der Informatik greifen, haben wir überhaupt nichts mehr mitzureden. Das ist das, was dann über uns ausgerollt wird, wie jetzt gerade *ChatGPT*. Das ist ein Prozess, der weit nachgelagert zur Konzept- und Zusammenarbeit mit der Informatik stattfindet. Und deshalb sage ich, die Kooperation hat auch eine Problematik. Und da müssen wir vielleicht auch im Sinne von Forschung zu Technikfolgenabschätzung noch mal anfangen, neu nachzudenken, wie wir womit kooperieren.

Katrin Amelang: Ich habe gerade so ein bisschen an verschiedenen Ecken der Diskussion rumgedacht. Da haben wir auf der einen Seite diese Durchdigitalisierung mit Glasfaserkabel, die Infrastrukturen, die sind ja auch sozial. Und auf der anderen Seite: Wozu gibt es Daten? Das sieht man auch an dem Verkehrsdaten-Beispiel gestern von Martina Klausner. Wo sind wir denn da? Wollen wir vielleicht manchmal auch nicht durch die Hintertür? Einerseits geht es uns viel um Reibung, wo Systeme nicht kompatibel sind, wo viel nicht klappt. Das kennen wir auch aus vielen anderen Beispielen. Das ist ein Punkt, für den wir auch sensibel sind, aber auch andere Datenstudien, also wo fließt was, wo nicht? Wo muss was passend gemacht werden? Wo ist menschliche Arbeit drin, usw. Ich habe mich nur gerade gefragt, wo wir da stehen? Wollen wir, dass es manchmal lieber nicht funktioniert? Oder wollen wir das nur für bestimmte Projekte? Anders gesagt: Was sind eigentlich unsere Visionen von Gesellschaft und dafür, wie wir im Digitalen leben wollen? Wie sieht eigentlich ein gutes Leben mit Daten aus und was heißt das? Wie sollen Infrastrukturen gestaltet werden? Wenn ich *ChatGPT* nehme, da haben wir so ein Modell, wo letztendlich ein Unternehmen global auf einmal uns alle einbindet, ja. Das ist auch ökonomisch irgendwie irre. Selbst *Coca-Cola* und Co, das ging immer nur mit lokalen Anpassungen, also von daher finde ich diese Fragen, wo greift was in welchem Umfang. Und eigentlich finde ich, geht es nicht nur um die Frage, wo und wie wir diese alternativen Erzählungen sichtbar machen können – wo knirscht es? Wo sind andere Sichtweisen –, sondern vielmehr um die Frage, an welcher Version wollen wir mitstricken, wie digitale Alltage aussehen sollen?

Urmila Goel: Ja, danke, ich will an das anknüpfen, was Christine Hämmerling gesagt hat. Und noch mal die Frage stellen, was ist Digitale Anthropologie? Weil die

Diskussion hier heute morgen ja sehr stark bestimmt wurde, zumindest habe ich sie so wahrgenommen, über die Produktion des Digitalen. Deswegen die Kooperation mit den Informatiker*innen usw. Und mein Beitrag war ja eher über die Nutzung. Ich glaube, es ist total wichtig, auf die Produktionsseite zu gucken, aber darüber nicht dieses andere zu vergessen, weil Subjekte mit den Sachen dann doch was anderes machen, als die Produzent*innen es wollten oder dachten, dass sie es tun. Also die Nutzung auch im Blick haben. Auch die Frage, wie reagieren Menschen drauf, was man damit machen kann, was es bedeutet? Ich fand es wichtig, den Hinweis auf die Subjektivierung – was macht das mit den Menschen? Und ich würde dazu am Beispiel dieser Migrationsgeschichten zwischen Deutschland und Indien auch noch mal die Figur des „Computer-Inders“ aufrufen. Weil ich glaube, darüber kann man verschiedenstes sagen. Also einmal hatten wir im Jahr 2000 den Bedarf an Informatiker*innen, weshalb die „Computer-Inder“ überhaupt als Bild entstanden sind, weil sie kommen sollten, dann aber gar nicht gekommen sind erst, jetzt aber doch relativ viele Migrant*innen in dem Feld da sind. Also Inder*innen in Deutschland müssen sich jetzt mit dem Bild des „Computer-Inders“ auseinandersetzen. Was passiert da jenseits von dem Digitalen in Bildern über das Andere? Also im Jahr 2000 war es so, dass keiner in Deutschland verstanden hat, dass es so ein Land wie Indien, wo ja nur die Kühe und die Witwenverbrennung und so, warum die auf einmal Computer können. Das war damals die große Diskussion. Heute ist das selbstverständlich, dass da irgendwie die herkommen. Aber darauf eben zu gucken, diese „Computer-Inder“, die dann herkommen oder mobil für Deutschland arbeiten. Aber was macht das mit ihnen, auf eine bestimmte Art auch angesprochen zu werden, auf eine bestimmte Art konstruiert zu werden? Wer ist das eigentlich? Auch zu gucken, wer sind diese Informatiker*innen, die da was machen? In welchen Kontexten werden die produziert und so? Da noch viel mehr Ebenen mit rein zu holen, was das Ganze macht, wo sich dann immer auch die Frage stellt, ist das auch Digitale Anthropologie oder nicht? Aber wohl auch die Frage, wo wollen wir Grenzen von Digitaler Anthropologie aufmachen oder nicht?

Sarah Thanner: Da würde ich zustimmen. Ich war ja jetzt zum Beispiel eben vermehrt an so einer Produktionsseite dran. Aber ich habe im Zuge meiner Ethnografie dieses Technikentwicklungsprojekts beispielsweise erlebt, wie sich diese Produktionsseite sukzessive davon entfernt hat, sich überhaupt mit der Nutzer*innenseite und dem Umgang von Nutzer*innen mit – in diesem Fall – „smarten“ Technologien im Alltag zu beschäftigen und wie dabei eben so ein richtiger sukzessiver Divide entstanden ist. Und das spricht eben genau auch wiederum dafür, in diese Produktionskontexte zu gehen und sich damit auseinanderzusetzen. Und auch, das gar nicht so haarscharf zu trennen. Und ich würde noch den letzten Punkt aufnehmen, sich die Informatiker*innen auch anzuschauen, und vielleicht auch noch mal verbinden zu dem, was Maren Heibges vorhin zu den HCI gesagt hat, denn ich denke, wir können

auch nicht von „den HCI“ oder „der Informatik“ sprechen. Also, ich habe die HCI auch als ein interdisziplinäres Schnittfeld erlebt, das Öffnungen hat, an denen wir ansetzen können, und das natürlich aber an manchen Ecken und Enden auch sehr, sehr geschlossen ist, und am Ende des Tages geht es auch natürlich wieder viel darum, wo man solche Zusammenarbeiten auch publiziert bekommt. Damit sind wir wieder bei den universitären Verwertungslogiken, mit denen nicht nur wir zu kämpfen haben, sondern eben auch Informatiker*innen.

Christoph Bareither: Jetzt weiß ich nicht, zu was ich was sagen soll, dazu könnte ich auch was sagen. Ich beschränke mich auf eine Sache: Ich fand das ganz wichtig, dass nicht nur die Produktionsseite, sondern auch die Nutzungsseite im Vordergrund stehen muss. Ich finde Digitale Anthropologie hat bei dieser Frage keine Grenzen, und ich finde, wir sollten sie auch gar nicht ziehen, weil Digitalität so ubiquitär ist, dass wir diese Perspektive überall anwenden können. Die Frage ist, ob es sinnvoll ist. Was ich zu dieser Frage nach Nutzungs- und Produktionsseite nur ganz kurz sagen wollte: Ich glaube nicht, dass die getrennt voneinander sind. Woran uns ja was liegt, ist auch eine Kritik der Produktionsseite, also einerseits eine Kritik der technischen Entwicklung, Datenverarbeitung usw., aber eben auch eine Kritik der Imaginationen, die die Entwickler*innen von den Nutzungspraktiken entwickeln. Und ich glaube, da kann sozusagen unsere Kompetenz für die Nutzungsseite, in Führungsstrichen, und das Kontextwissen, das Gertraud hervorgehoben hat, also das Wissen für verschiedene Alltagswelten und Felder, wirklich einen Beitrag zu leisten. Das ermöglicht Kritik und es ermöglicht auch, die technische Entwicklung und das Alignment, wie es dann bei den Informatiker*innen heißt, ein Stück weit voranzubringen sozusagen. Und adäquate Technologieentwicklung auch dahingehend zu beeinflussen, dass sie hoffentlich auf eine reflektiertere Art funktioniert, aufbauend auf diesem Wissen.

Katrin Amelang: Letzte Bemerkung. Ich habe vorhin ja zum Digitalen gesagt, „das ist eine Querschnittsdimension“, und ich finde es daher schwierig, das Digitale in so eine Bindestrich-Anthropologie abzudelegieren, weil diese ganz verschiedenen Beispiele gezeigt haben, dass wir da ja auch Unterschiede haben von Alltags, von Feldern usw. Gleichzeitig brauchen wir für Spezifika in der Erforschung des Digitalen durchaus Austausch und Verständigung wie in der Kommission für Digitale Anthropologie. Das würde ich aber zum Beispiel bei der Geschlechterforschung auch sagen, da gibt es ja auch nicht bloß den Bereich und Gegenstand Geschlecht. Da geht es auch ganz viel um Epistemologien und Ansätze, die auch quer laufen und wo Geschlecht nicht immer im Rampenlicht stehen mag, aber ich kann es auch nicht ausschalten. Und so ist das vielleicht mit dem Digitalen auch. Trotzdem finde ich an unserer Diskussion lustig, dass wir jetzt ganz viel bei der Produktion gelandet sind und die Seite der Nutzung, die ja im Fach oft eher naheliegt, kaum erwähnt haben.

Anne Dippel: Ich glaube, das ist ein wichtiger Punkt. Um abschließend zusammenzufassen, ist auch noch mal wichtig, darauf zu verweisen, dass eben in diesen „smarten“ Alltagsgegenständen etwas produziert wird, aber in der Produktion verwandelt sich etwas fundamental. Das Gleiche gilt im Hinblick auf die Infrastrukturen. Es sind grundlegende Wandel. Geschlecht könnte man als eine anthropologische Konstante diskutieren. Inwieweit die Digitalisierung eben dann tatsächlich eher so etwas wäre wie ein grundlegender Produktionszusammenhang, das sollten wir weiter im Auge behalten. Ein politischer Zusammenhang, der sich ergibt, ist etwas, an dem wir gemeinsam auch weiterarbeiten müssen. Daher, ich möchte mit einem ganz kurzen geistigen Gang durch den dorotheenstädtischen Friedhof in Berlin enden. Und zwar mit der Sepulkralkultur, weil die heute schon auftaucht: Einerseits haben wir uns hier wunderbar dialektisch bewegt, sind an Hegels Grab kurz stehen geblieben und haben einen Feedback-Loop hergestellt zwischen dem Alltäglichen des Digitalen und dem Digitalen des Alltäglichen, haben dann kurz an dem Grab von Friedrich Kittler gestanden und uns gefragt, ob wir und wie weit wir wissen müssen und was wir über die Hardware- und Softwareproduktion wissen müssen, um dann letztendlich bei Herbert Marcuse zu enden und ihm eingedenk für einen Augenblick zu verweilen. Daher ende ich jetzt auch heute dieses wunderbare Panel mit dem auf seinem Grab eingravierten Motto: „weitermachen!“.

Literatur

- Barad, Karen. 2007. *Meeting the Universe Halfway: Quantum Physics and the Entanglement of Matter and Meaning*. Durham: Duke University Press.
- Deleuze, Gilles und Félix Guattari. 1974. *Anti-Ödipus: Kapitalismus und Schizophrenie I*. Frankfurt: Suhrkamp.
- Dippel, Anne. 2021. „Schwindel in der Digitale: Re/Visionen einer Kulturanalyse des Alltags.“ *Kuckuck - Notizen zur Alltagskultur* 21: 6–10.
- Brand, Ulrich und Markus Wissen. 2017. *Imperiale Lebensweise: Zur Ausbeutung von Mensch und Natur im globalen Kapitalismus*. München: oekom.
- Ingold, Tim. 2017. „On Human Correspondence.“ *Journal of the Royal Anthropological Institute* 23: 9–27. <https://doi.org/10.1111/1467-9655.12541>
- Marc-Uwe Kling. 2017. *QualityLand: Roman*. Berlin: Ullstein.
- Knox, Hannah und Dawn Nafus, Hrsg. 2018. *Ethnography for a data-Saturated World*. Manchester: Manchester University Press. <https://doi.org/10.7765/9781526127600>
- Sprenger, Florian und Christoph Engemann, Hrsg. 2015. *Internet der Dinge: Über smarte Objekte, intelligente Umgebungen und die technische Durchdringung der Welt*. Bielefeld: transcript.
- Suchman, Lucy. 2007. *Human-Machine Reconfigurations: Plans and Situated Actions*. 2. Aufl. New York: Cambridge University Press.